

TP 484 P10

Ein Nachwort

zum

Dogma vom klassischen Altertum

Neun Briefe an Julius Schvarcz

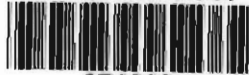
von

Paul Herrlich.



Leipzig,
Verlag von C. E. Hirschfeld.
1899.

Bibliothèque Maison de l'Orient



071903

Von demselben Verfasser sind erschienen:

- Jean Paul und seine Zeitgenossen.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
1876. 383 S. gr. 8^o. *M.* 6.—
- Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin.** Mit zwei Facsimiles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1882. 199 S. gr. 8^o.
M. 4.—
- Jean Pauls Werke.** 1.—6. Teil. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
(Deutsche National-Litteratur, historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner. Band 130—134.) 1884—1887. 8^o. à *M.* 2.50.
- Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825 bis 1880.** 2 Bände. Mit zwei Portraits. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1886. 481 u. 464 S. gr. 8^o. *M.* 10.—
- Jean Paul.** Sein Leben und seine Werke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1889. 655 S. gr. 8^o. *M.* 10.—
- Herr von Treitschke und das junge Deutschland.** 1.—3. Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890. 84 S. gr. 8^o. *M.* 1.—
- Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung.**
1894. 416 S. gr. 8^o. *M.* 7.50.

NEUN BRIEFE AN PROF. DR. PAUL NERRLICH

über die

LITTERATUR DER GRIECHEN.

Von

JULIUS SCHVARCZ,

ord. Prof. der alten Geschichte an der Universität zu Budapest.

Preis *M.* 1.—.

Ein Nachwort

zum

Dogma vom klassischen Altertum

Neun Briefe an Julius Schwarcz

von

Paul Herrlich.



Leipzig,
Verlag von C. E. Hirschfeld.
1899.



Alle Rechte vorbehalten.

Erster Brief.

Spät komme ich, doch ich komme. Sie kennen, hochverehrter Freund, die Gründe, die mich bisher gehindert haben, Ihnen öffentlich für Ihre an mich gerichteten Neun Briefe über die Litteratur der Griechen (Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896) zu danken; sie dem Publikum mitzuteilen, dazu ist vorläufig die Zeit noch nicht gekommen. Ihre Briefe knüpfen an mein letztes Buch an; bei der Teilnahme, die Sie diesem von Anfang an geschenkt haben, darf ich es wohl unternehmen, zunächst das schon vor dem Erscheinen Ihrer Briefe geplante Nachwort zum Gegenstande meiner Antwort zu machen: vorerst will ich von der Ausnahme sprechen, die mein Buch bei der Kritik gefunden hat, sodann Ihnen das darlegen, was ich selbst zu seiner Erläuterung und Ergänzung hinzuzufügen habe; den Beschluß sollen diejenigen Anhänger und Gegner des Dogmas vom klassischen Altertum bilden, die in meinem Buche keine Stelle fanden; auf das in Ihren „Neun Briefen“ erörterte Thema hoffe ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen zu können. Da stellt es sich denn, was den ersten Punkt angeht, sofort heraus, daß mir das bisherige Zögern nicht Verlust, sondern Gewinn gebracht hat, denn es sind noch in der letzten Zeit Stimmen über mein Buch laut geworden, die zu beleuchten mir persönlich Befriedigung, der von Ihnen und mir vertretenen Sache aber Förderung gewährt. Sie wissen, daß ich dabei in erster Linie an Herrn Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg, und an Max Schneidewin denke; ich verweile also zunächst bei dem erstgenannten.

Schneidewin hatte mein Buch für seine „Antike Humanität“ (Berlin, Weidmann 1897) benutzt und später in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (LI. 8 u. 9) ein ausführlicher begründetes Urteil darüber abgegeben; Herr Zielinski fühlte sich in seiner Anzeige des Schneidewin'schen Buches (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum zc. 1898, S. 20) gedrängt, dem Verfasser vorzuhalten, daß eine Studie, die einen Murrlich ernst nehme, eben damit das Recht verzwirkt habe, selber von ernstesten Leuten ernst genommen zu werden, ich sei vielmehr in „jene Gesellschaft zu verweisen, wo die Menschen nach Mundweite und Stimmbänderspannkraft geschätzt“ werden. Jeder, der Herrn J. S. Schrist über Cicero (Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Leipzig, B. G. Teubner 1897) kannte — und welcher Philolog

hat ihr nicht zugejubelt? — wird diese Schneidewin erteilte Rüge nur konsequent gefunden haben; Sie folgen mir daher gewiß gern, wenn ich jetzt an eine Beleuchtung der Kampfesweise gehe, deren sich Herr Z. in den mir gewidmeten Stellen seines Cicero bedient.

Er bedauert es, daß ein litterarischer Raubritter wie ich bis jetzt ihn und seines Gleichen straflos gebrandschatzt habe; er macht der philologischen Kritik die achtungsvolle Scheu, mit der sie ein Machwerk wie das meine behandelt habe, zum Vorwurfe und kann sich dies nur daraus erklären, daß sie sich von meiner tumultuarischen Gelehrsamkeit habe übertölpeln lassen. In der Anmerkung sodann zu diesem Exkurse wirft er mir vor, daß ich die Provenienz meiner Weisheit nirgends angegeben habe und mich mit einem Quellenverzeichnis begnügt, wo ich die Bücher aufzähle, die ich gelesen haben wolle; im Exkurse selbst nennt er den von meinem Verleger herausgegebenen und die beachtenswertesten Beurteilungen meines Buches enthaltenden Prospekt mein großes Reklameregister; er wirft mir Stumpfsinn der Halbweiserei vor; er meint, jedes Mittel sei mir recht, meinen Lesern Sand in die Augen zu streuen, und spricht von meinem kindischen Wipp-schaukelspiel zwischen Dualismus und Monismus, das ich für die Geschichte der Weltkultur ausbebe; in zwei Anmerkungen endlich finden wir „Gebelzer unseres Finsterlings“ und „widerlichen Denunziantenton“. In der Art sodann, wie ich von den Koryphäen der deutschen Litteratur spreche, sieht er, in einem zweiten Exkurse, ekelhafte Begeisterung und erhebt auch hier wieder gegen alle die deutschen Kritiker, die ich in meinem Reklameregister an den Pranger gestellt habe, den Vorwurf, daß sie diese Begeisterung haben hingehen lassen; er spricht von einem Meer von Unsinn, später vom Abgrunde der Borniertheit und findet die Erklärung für meinen marktstreuereischen Ton in der Befürchtung, daß mein Publikum sonst in meine Bude nicht hineinspaziere. Auf dem Gebiete der Philologie, heißt es weiter, sei ich von bodenloser Unwissenheit; meine Anheulungen Mommsens seien, so sehr sie ihr Opfer empört haben müßten, *ex causa* begreiflich, und ebenso sei die Thatsache, daß ich E. Curtius nirgends erwähne, daraus zu erklären, daß ich als Berliner Gymnasialprofessor es für unklug gehalten habe, mir amtlich nahe gebrachte Männer — ich selbst habe diese Wendung anderwärts gebraucht — zu verletzen; unerklärlich dagegen bleibe andererseits meine kriechende Unterwürfigkeit E. Zeller gegenüber. Über das grunzende Behagen, mit dem ich Ihre Lügen über Thucydides und Sophokles wiedergegeben, geht Herr Z. hinweg; er benachrichtigt aber seine Leser, daß Sie sich für den groben Kitzel meiner Lobhudeleien nicht unempfindlich erwiesen und in Ihren Reum Briefen eine neue Sturzflut von Thorheiten über uns ergossen haben; die philologische Kritik wird dabei wiederum getadelt, daß sie *d'un air de bon chien battu* diese Briefe als höchst anregend *ad notam* genommen habe. Ich selbst möge, ruft der Wackre mir zum Schluß zu, einstweilen

über meine neun Silberlinge frohlocken; das Urtheil über mich stehe bereits fest und werde mich früher oder später treffen, auch wenn ich mir noch so sehr Mühe gebe, ihm durch Verleugnung aller und jeder Bescheidenheit zu entgehen.

Sie sind, verehrter Freund, darüber mit mir sicherlich einig, daß Herr Z. als perfider Verleumder dastehen würde, wenn er diese seine Urtheile nicht in einer Weise motiviert hätte, die jeglichen Zweifel an ihrer Berechtigung ausschloß und mich damit nicht sowohl aus der Reihe der ernst zu nehmenden als vielmehr der ehrlichen, gewissenhaften und auch für den schärfsten Gegner zum wenigsten achtungswerten Männer ein für alle Mal austiefte. Meine Aufgabe wird daher selbstverständlich eine Prüfung der von ihm zur Stütze seiner Urtheile vorgebrachten Argumente sein müssen; vorher jedoch dürfte sich ein Hinblick auf einige Urtheile von Philologen empfehlen, denen ja Herr Z. vorgeworfen, daß sie sich von mir haben übertölpeln lassen; da ich aber mein Buch keineswegs nur für Philologen geschrieben habe, darf ich wohl diesen philologischen Urtheilen auch noch einige andere hinzufügen, ehe ich zu Herrn Z. zurückkehre.

Daß ich Schneidewin, dem enthusiastischen Verehrer der antiken Humanität, nicht sonderlich sympathisch bin, liegt auf der Hand, und so spricht er es denn auch unumwunden aus, daß ihm mein Buch in seiner Art der Sachbehandlung unbehaglich, in seiner Tendenz unbegründet und unsympathisch sei. Nichtsdestoweniger nennt er mich einen höchst unterrichteten Mann, der ein sehr ausgedehntes Feld mit seiner Darstellung und mit Quellenstudien umspanne, und dessen Behandlung des Humanismus er auch gern benutzt habe; ich sehe, heißt es weiter, mit manchen eignen Gedanken und Idealen voll lebhaftesten Interesses in das Schauspiel der geistig wild bewegten und gärenden Gegenwart. Noch weniger gehört der Rezensent der *Wochenschrift für klassische Philologie* (1894 Nr. 49) zu den mir Wohlgesinnten; immerhin aber giebt er zu, daß die historische Übersicht, welche den Hauptbestandteil meines Buches bilde, zweifellos mit großem Fleiß und umfassender Belesenheit gearbeitet sei. Franz Kühl (*Königsberger Hartung'sche Zeitung* 1894 Nr. 169) meint zwar, es werde niemand so leicht imstande sein, mich genau zu kontrollieren, wo er selbst aber dazu in der Lage war, sei das Ergebnis ein sehr günstiges gewesen, und so trägt er kein Bedenken, von außerordentlicher Gelehrsamkeit zu sprechen. In gleicher Weise nennen die *Rethwischchen Jahresberichte* mein Buch eine ernstlich zu beachtende Schrift und rühmen die gelehrte, vielseitige und auf umsichtiger Benutzung reicher Quellen gestützte Erörterung. Salomon Reinach weiß mir in der *Revue critique* (1895 Nr. 45) Dank, daß ich mit Klarheit und Sachkenntnis die verschiedenen Phasen einer wichtigen Frage dargelegt habe; die *Blätter für das bayrische Gymnasialwesen* (1896 Heft 9/10) sprechen von reicher Sachkenntnis, wirksamer

Energie und seltener Offenheit, das Neue Korrespondenzblatt (1894 Nr. 12) erkennt den großen Fleiß, die ehrliche und offene Überzeugung, die anziehende und durchdachte Darstellung sowie das offene Streben nach Mäßigung rückhaltlos an; die Berliner philologische Wochenchrift (1895 Nr. 9) endlich spricht von gelehrter und vielseitiger, auf umsichtige Benutzung reicher Quellen gestützter Erörterung.

Wende ich mich nun zu den nichtphilologischen Urteilen, so bemerke ich zunächst, daß Adolf Laffon, nachdem er in der Nationalzeitung (1894 Nr. 386) einige meiner früheren Schriften erwähnt, ebenda fortfährt: „Wir haben es nicht mit einem Neuling in der Litteratur zu thun und auch nicht mit einem Ausbruch jugendlicher Laune, sondern mit dem wohl gefestigten Ertrag einer reichen Denkarbeit.“ Ich darf wohl annehmen, daß von diesen meinen bisherigen Bestrebungen keinerlei Kunde bis zu Herrn B. gedrungen ist, und so interessiert es ihn vielleicht zu vernehmen, daß ehedem Constantin Rößler bei Gelegenheit meiner Jean Paul-Biographie mich in den Preussischen Jahrbüchern (66, 2) einen wahren Gelehrten und meine Gelehrsamkeit so solide genannt hat, daß man nur jeden warnen könne, mit mir anzubinden; es interessiert ihn sicherlich, daß ich bereits zu einer Zeit, wo er sich vermutlich noch vor der Rute oder dem Stock zu fürchten hatte, nämlich im Jahre 1870, nicht nur den ersten Gedanken zu meinem Buche gefaßt und seitdem beständig im Auge behalten, sondern auch bereits damals das gesamte auf die Kirchenväter bezügliche Material gesammelt habe, so daß ich es in den letzten Jahren nur zu revidieren brauchte. Sein Unwille aber, daß ein so vornehmes und altbewährtes Blatt wie die Pr. Jahrbücher jenem Urteile Aufnahme gewährt hat, wird sich steigern, wenn ich ihm sage, daß eben dieses Blatt mich sogar unter seine Mitarbeiter aufgenommen hat, doch ich kann ihn sofort damit beruhigen, daß es dafür einem Rezensenten meines Dogmas das Wort gegeben, an dem er seine helle Freude haben wird, und den ich, sobald ich nur mit ihm selbst fertig bin, näher beleuchten will. Vorerst jedoch muß ich ihn bitten, sich noch eine Weile zu gedulden und noch einige andere den Laffon'schen Satz variierende Stimmen zu vernehmen. A. Wernicke (Kultur und Schule. Osterreich, Zickfeldt, 1896) nennt mein Buch neben Paulsen und meint, im einzelnen sei, was den geschichtlichen Teil anlange, manches zu verbessern, als Ganzes dagegen sei dieser Teil unwiderleglich. Die Kieler Zeitung (1894. Nr. 16141, 16144) erklärt, ich habe die Beantwortung der Frage nach der Klassicität des Altertums mit staunenswerthem Fleiß und der mir eignen kritischen Schärfe durchgeführt. „Überall,“ fährt sie fort, „erkennt man den gründlichen Gelehrten und den philosophisch geschulten Denker, der bei eingehendster Kenntnis des ungeheuren Materials und freiester Beherrschung desselben sich niemals in kleinliche Untersuchungen verliert, sondern immer die großen Gesichtspunkte im Auge

behält.“ Die Post sagt (1894, Nr. 84), auf Grund ausgebreiteter und eindringender Studien wisse ich mit scharfem Blick in den Ereignissen den Gang der wirkenden Prinzipien zu erkennen und nachzuweisen, und wer mit meiner Auffassung nicht übereinstimme, werde doch mit größter Aufmerksamkeit der gedankenreichen Entwicklung folgen und nicht selten zugeben, daß verbreitete Ansichten in überzeugender Weise berichtigt worden sind. Die Zeitschrift über Vollstreckungsrecht u. s. w. (1896. Nr. 19 u. 20) kennzeichnet mein Buch als sehr wertvollen und beachtenswerten, auf gründlichster Forschung und reiflichsten Erwägungen beruhenden Beitrag zur Litteratur des höheren Unterrichtswesens; Westermanns Monatshefte (40, 470) finden, daß ich eine umfangreiche Belesenheit bewähre und dadurch den nachwirkenden Einfluß des Altertums auf die folgenden Zeiten unter eine Beleuchtung stelle, die vielfach neue, scharfe und überraschende Schlaglichter auf die geschichtliche Bedeutung dieses Gegenstandes werfe. Der Pester Lloyd (1894. Nr. 118) rühmt meinem Buch streng wissenschaftliche und unterrichtspolitische Bedeutung nach und bezeichnet es als litterarisches Ereignis; die Grenzboten (1895. S. 71 ff.) sprechen von einem Schriftsteller von ernstem, idealem Geiste, von tiefer und umfassender Bildung, von tapferer Selbständigkeit und scharfem kritischem Blick und finden, daß mein Buch auf umfassendes geschichtliches Wissen gestützt sei. Die Bohemia (1894. Nr. 242) endlich zählt mein Buch zu den glänzendsten und tüchtigsten Waffenthaten. „Das ist,“ fährt sie fort, „keine Streitschrift ephe-merer Bedeutung, keine für den Tag berechnete Abhandlung . . ., hier hat man es mit weit Gehaltvollerem, mit einer ernsten, tief angelegten wissenschaftlichen Arbeit zu thun . . ., hier handelt es sich um eine große, geistvoll erfaßte und geistvoll durchgeführte historisch-kritische Arbeit, um eine tiefgreifende geschichtliche Darlegung reizvollster Eigenart.“

Allen diesen Urteilen gegenüber beginnt nun Herr Z., um endlich zu diesem zurückzukehren, die Beweisführung für seine Ehrenabschneiderei mit den Worten, jeder, der einige Fühlung mit der Kulturgeschichte gewonnen, wisse, daß nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte sich jede andere (!) Kraft auf Altertum, Christentum, Volkstum zurückführen lasse; nur der Stumpfsinn der Halbwisserei könne sich beikommen lassen, eine jener drei Kräfte lahm legen zu wollen, und so sähe ich denn von Christus bis zu mir nur eine im schroffsten Gegensatz zum Heidentum stehende Weltanschauung. Ich bedaure, diese Darlegungen nicht einmal als Halbwisserei bezeichnen zu können. Dem Volkstum seine Bedeutung absprechen zu wollen kann niemandem einfallen, dies darf uns jedoch nicht veranlassen, es zu überschätzen; falls z. B. jemand verleumdet, so hat es auf das über ein derartiges Subjekt zu fallende Endurteil nicht den mindesten Einfluß, ob es als Russe oder als Deutscher verleumdet, und so dürfte es allerdings auch nur einem, der nicht einmal bis zur Halb-

wifferei vorgebrungen ist, einfallen, das Volkstum, also den Träger einer Weltanschauung, der Weltanschauung selbst, also dem Altertum oder Christentum koordinieren zu wollen. Den Versuch aber, die erste dieser Weltanschauungen, oder vielmehr, um mit Herrn B. zu reden, dieser Kräfte, nämlich das Altertum, lahm legen zu wollen, mögen vielleicht andere unternommen haben; mir selbst ist er nirgends in den Sinn gekommen, denn für mich ist bereits dem Christentum diese Lahmlegung gelungen; oder wo ist, so darf ich fragen, die antike Religion geblieben, wo der antike Staat? was ist aus der antiken Philosophie geworden, was aus der Geschichtschreibung, der Naturwissenschaft? Herr B. wird also wohl noch ganz anderes Beweismaterial in den Händen haben müssen, wenn nicht die von ihm versendeten Pfeile auf ihn zurückfliegen sollen. Da sehe ich mich denn allerdings gleich von vornherein zu der Erklärung genötigt, daß ich mich nach diesem Material vergeblich umsehe. Eine einzige Irrung hat er mir auf den 300 Seiten meines Buches nachgewiesen: ich habe nämlich einmal statt Pantänus Panätius geschrieben, im übrigen stellt er nichtsbeweisende oder unerweisbare Behauptungen auf, und zwar beruhen diese entweder, im günstigen Falle, auf mangelndem Verständniß und Oberflächlichkeit, oder es sind absichtliche Verdrehungen meiner Worte oder endlich perfide Imputationen. Gleich in einer der ersten Anmerkungen wirft er mir vor, die Chronologie existiere für mich überhaupt nicht; im Text ist er freilich etwas vorsichtiger, spricht da nur von den Kirchenvätern und meint, ich unterscheide hier weder die Zeiten noch Richtungen noch Individualitäten. Das thue ich allerdings nicht, doch wozu sollte ich das auch? Es kam mir darauf an, in möglichster Knappheit das Verhältnis des Urchristentums zum Altertum darzulegen; ob nun der eine der hier in Betracht kommenden Aussprüche 10 oder 20 oder meinethwegen 50 Jahre später als der andere niedergeschrieben wurde, verändert, falls es sich überhaupt feststellen läßt, im Gesamtbilde, um das es mir lediglich zu thun war, nicht das mindeste: nicht um die Priorität eines Ausspruchs einem anderen gegenüber handelt es sich, sondern darum, ob beide durch einander gestützt oder erläutert werden. Herr B. tadelt es, daß ich nach Anführung eines Ausspruches des Eusebius fortfahre: „Ebenso nennen später Arnobius und Lactantius das Altertum die Mutter aller Irrtümer“ Nun ist Eusebius 340 gestorben; Arnobius soll 326 noch gelebt haben, Lactantius starb 330; in welchem Jahre aber die von mir angeführten Worte niedergeschrieben sind, läßt sich nicht ermitteln, ist also wirklich dieses Beispiel beweiskräftig? Herr B. erklärt freilich selbst ein zweites für niederschmetternder; er fährt nämlich in der Anmerkung fort: „Noch besser: „„„Schon Eusebius [† 340] hatte . . . zurückgeführt; so erklärt auch Tertullian [† ca. 160]““““. Es mag sein, daß die Verbindung beider Sätze nicht besonders glücklich ist; folgt aber daraus, die Chronologie existiere für mich nicht? Doch

Herr Z. unternimmt auch später noch zwei Versuche, mir chronologische Irrungen nachzuweisen; sie wären beide glänzend gelungen, wenn nur Herr Z. nicht die Stirn gehabt hätte, mir dabei Ausprüche aufzubürden, die ich nirgends gethan. Dabei, daß ich die Päderastie in Zusammenhang mit der Verehrung des Altertums gebracht, will ich mich nicht aufhalten, sondern Herrn Z. nur empfehlen, sich hierüber bei Jakob Burckhardt oder Georg Voigt zu informieren; wichtiger ist, daß er mir vorwirft, ich habe ohne jede Kenntnis des Sachverhalts auch das Hexenwesen aus der Verehrung des Altertums abgeleitet und dies mit dem Satze zu beweisen geglaubt, der Prozeß der Jungfrau von Orleans sei in die Blütezeit des Humanismus gefallen. Dabei unterschlägt Herr Z. erstens die Thatsache, daß ich nicht sowohl die Jungfrau von Orleans als vielmehr die Bulle Innocenz' VIII. in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Hexenwahn genannt habe; er imputiert mir zweitens, in der Anmerkung, ich hätte dabei an den französischen Humanismus gedacht, während doch nur von der „neuen Richtung“ überhaupt, vom Humanismus im allgemeinen die Rede war. Ähnlich verhält es sich mit Herrn Z.'s Taktik meinem Satze gegenüber, Winkelmann und Heyne hätten auf das Naturevangelium Rousseaus vorbereitet und die erneute Revision des Christentums, wie sie später von Rousseau vorgenommen wurde, angebahnt. Winkelmanns Erstlingswerk, so belehrt er mich, erschien 1755, Rousseaus *si le progrès* dagegen 1749. Unbestritten; doch wie kommt denn Herr Z. dazu, mir hier den Gedanken an die von ihm citierte Schrift zu imputieren? spreche ich nicht vielmehr überall nur vom Emil, findet sich nicht gerade dort Rousseaus Opposition gegen das Christentum, und ist nicht der Emil 1761 erschienen?

Harmloser, aber darum nicht besser begründet ist der dieser Ausföhrung unmittelbar vorausgehende Versuch, mir Widersprüche nachzuweisen; er ist so wenig geglückt wie ein zweiter, sich anderwärts findender. Ich habe, meint Herr Z., das eine Mal gesagt, Perrault habe begonnen, was Rousseau u. a. vollendet, nämlich die Befreiung seiner Nation vom Joche der Fremden, das andere Mal, Rousseau fundamntiere mit seinem Satze: „Es giebt keinen Fortschritt der Menschengeschichte“ das Dogma vom klassischen Altertum und richte sich gegen die großartige Entdeckung Perraults; notwendig also müßte ich bei einem dieser Sätze geschlafen haben. Dieses nun gerade nicht, erwidere ich, der mir aufgebürdete Widerspruch könnte ja auch bei Rousseau zu suchen sein, und so habe ich denn allerdings klar und deutlich ebenso von weltbewegenden Gedanken Rousseaus wie von gefährlichen Irrtümern gesprochen; zu jenen gehört sein Kampf für alles Nationale und gegen alles Fremde — eben dies läßt ihn als Nachfolger Perraults erscheinen; zu diesen die Annahme, es gebe keinen Fortschritt der Vernunft — eben dieses aber hatte Perrault behauptet,

und eben darauf hatte dieser seine Polemik wider das Altertum als Gipfel der Vollendung begründet. Der zweite Versuch, mir einen Widerspruch nachzuweisen, wird mit dem vorher erwähnten kindischen Wipp- schaufelspiele zwischen Dualismus und Monismus, das ich für die Geschichte der Weltkultur ausgab, eingeleitet, und wir lesen dann weiter, es sei kein Wunder, daß mich der Schwindel gepackt und gegen die tollsten Widersprüche anästhetisiert habe. Herr Z. imputiert mir also, ich spräche von einem beständigen Hin- und Herschwanken zwischen Dualismus und Monismus; das eine Mal siege dieser, das andere Mal jener. In Wirklichkeit jedoch zeige ich, vgl. z. B. S. 26, wie vom Christentum der Dualismus unabtrennbar sei, wie aber allmählich dieser Dualismus immer mehr schwinde, und wie schließlich durch die deutsche Philosophie der Monismus in einer Weise begründet werde, daß ein Rückfall in den Dualismus so wenig möglich sei wie in den Jupiterkultus. Indem sich Herr Z. hierauf zum Widerspruch selbst wendet, bezeichnet er meinen Satz, Origena sei der erste Scholastiker, als unsinnig. Ich selbst verdanke nun zwar mein philosophisches und geschichtliches Wissen noch anderen Studien als dem Überweg; für Herrn Z. jedoch dürfte dies Hilfsbuch das empfehlenswerteste sein, und so möge er sich denn dort auch über Origena orientieren. Der Widerspruch soll nun darin bestehen, daß ich die Scholastik den ersten Ansturm gegen den christlichen Glauben und einige Seiten später die letzte Kezerei des Mittelalters genannt habe. Hätte ich bei der ersten Behauptung dem Worte „Ansturm“ die beiden anderen „des Mittelalters“ hinzugefügt, so würde Herr Z. Recht haben; da sie fehlen, so liegt auf der Hand, daß ich damit nur das erste Glied einer bis auf Strauß und Feuerbach hinüberreichenden Kette bezeichnen wollte; daß dies erste Glied zugleich das Mittelalter abschließen kann, ist damit nicht ausgeschlossen. Schon dieser zweite Versuch, mir Widersprüche aufzubürden, erscheint weniger harmlos als der erste; es muß der Empfindung eines jeden überlassen bleiben, welchen der jetzt noch von mir vorzubringenden Punkte er als harmlos bezeichnen will. Herr Z. erklärt zunächst den das Mittelalter behandelnden Abschnitt für ganz elend, da ich nur aus abgeleiteten Quellen schöpfte. Dieses Botum könnte allenfalls dann eine Art von Berechtigung haben, wenn ich ebenso die Kirchenväter wie den Humanismus vom Mittelalter ausgeschlossen hätte; es ist mir aber, wie schon das Inhaltsverzeichnis zeigt, weder dieses noch jenes eingefallen; der gelindeste Vorwurf also, der hier Herrn Z. träge, wäre der gewissenloser Leichtfertigkeit. Aber auch wenn wir Mittelalter im Sinne des Herrn Z. nehmen, also Kirchenväter und Humanisten ausschließen, so käme es doch zunächst auf die Qualität der von mir benutzten abgeleiteten Quellen an; Herr Z. selbst rühmt Comparetti, neben diesem habe ich aber auch Ebert, J. Haase, Krumbacher, Zappert benutzt, und sind

dies etwa Namen von schlechtem Klange? Jedoch es ist drittens gar nicht einmal wahr, daß ich mich lediglich an abgeleitete Quellen gehalten habe: ich habe zwei Schriften von Cassiodorus, ich habe zwei Bände von Grabanus Maurus, ich habe Vincent von Beauvais benutzt; ist also, frage ich, jene Behauptung des Herrn B. harmlos? Im Zusammenhange hiermit empfiehlt sich eine Beleuchtung des schon vorher erwähnten Satzes, ich sähe (S. 27) von Christus bis zu mir nur eine im schroffsten Gegensatz zum Heidentum stehende Weltanschauung. Wäre ich nicht durch das Bisherige auf derartiges vorbereitet, so würde ich bereits hier meine Ruhe verlieren, es wäre dies aber um so ungeeigneter, je mehr ich sie für das noch Folgende brauche. Dem ganzen Zusammenhange nach kann nämlich bei diesem schroffen Gegensatz unmöglich an etwas anderes gedacht werden als an die im Vorigen behandelten fünf ersten christlichen Jahrhunderte; Herr B. hätte sich gar nicht der Mühe zu unterziehen brauchen, diese Darlegungen zu lesen, er hätte nur den Anfang dieses Alineas lesen sollen: „Blicken wir jetzt auf diese ersten fünf christlichen Jahrhunderte zurück“ und ebenso den des nächsten: „Gleich von Anfang an freilich sah sich die neue Weltanschauung vielfach genötigt, der überwundenen Zugeständnisse zu machen.“ Damit hat jedoch, wie bereits bemerkt, Herr B. den Höhepunkt seiner Taktik noch nicht erreicht; diesen erblicke ich vielmehr darin, wie er den gegen mich erhobenen Vorwurf der ekelhaften Begeisterung unserer Nationallitteratur sowie den der bodenlosen Unwissenheit auf dem Gebiete der Philologie begründet. Was den erstgenannten angeht, so meint er, ich habe Goethe auf Grund seines Urtheils über Wolf unter die Gegner des Dogmas aufgenommen. Die von ihm dabei citierte Stelle findet sich ebenso wie die beiden Citate über Rousseau und das über die fünf ersten Jahrhunderte in den von mir veranstalteten Rückblicken; da ich jedoch schon in diesem Rückblick noch andere Beweise zur Stütze des über Goethe Gesagten vorbringe, so dürfte schon damit dieser Punkt erledigt sein; nur der Vollständigkeit wegen weise ich darauf hin, daß ich bereits vorher ausführlich und im Zusammenhange dargelegt habe, inwiefern Goethe zu den entschiedenen Gegnern des Dogmas gehört. Der zweite Vorwurf, der bodenloser Unwissenheit auf dem Gebiete der Philologie, wird durch die Behauptung, ich spreche vom Asianer Cicero und vom Juristen Bellejus Paterculus, plausibel gemacht. Dem gegenüber gilt Folgendes.

In dem Kapitel „Das Gefährliche und Verderbliche der neuen Richtung“ will ich zeigen, daß den italienischen Humanisten nicht der Inhalt, sondern die Form für das Höchste gilt; ich führe dabei an, daß dieser Richtung Cicero als der makellose Heilige gilt, spreche von Bembo und Longolius' Stellung zu Cicero, führe an, daß Ciceros Wort, nichts sei so gemein und häßlich, daß es nicht durch Wohlredenhait Glanz empfangen könne, das Lösungswort geworden, und schließe mit

den Worten: „Man sah in der asiatischen Beredsamkeit die höchste Leistung und . . . setzte die leere Form über den Inhalt.“ Wenn Herr Prof. Z. mich auf Grund dieser Worte von einem Asianer Cicero sprechen läßt, so bin ich beim besten Willen nicht in der Lage, ihn gegen den Vorwurf bewußter Täuschung zu verteidigen; genau so verhält es sich aber auch mit dem Juristen Vellejus Paterculus. Nachdem ich nämlich gesagt, nichts habe Zafius, den Reformator des Rechts, zu seiner That mehr befähigt als seine humanistische Bildung und seine vertrauten Verbindungen mit den oberrheinischen Vertretern der neuen Richtung, fahre ich fort, er sei insbesondere dadurch in seinen Bestrebungen unterstützt worden, daß gleichzeitig Beatus Rhenanus die Handschrift des Vellejus und Hieronymus Valbus den epitomierten Cajus entdeckten. Ich bin hierbei Stinzing gefolgt, der in seinem Werk über Zafius S. 179 f. zunächst von dem Interesse spricht, welches Zafius der Entdeckung des Beatus Rhenanus schenkte, und unmittelbar darauf sich zu der des Valbus wendet; durch einen ähnlichen Kunstgriff wie vorher beim Asianer Cicero vermengt hier Herr Prof. Z. das von mir wie auch von Stinzing Getrennte und sieht sich so in den Stand gesetzt, seinen Lesern einen zweiten Beweis meiner bodenlosen Unwissenheit auf dem Gebiete der Philologie vorzuführen.

Zur Charakteristik des Herrn Z., wie sie sich aus dem Bisherigen ergibt, würde ein nicht unwichtiger Zug fehlen, wenn nicht zu zeigen wäre, daß er auch zu perfiden Verdächtigungen seine Zuflucht genommen hat. Er meint, ich zähle in meinem Quellenverzeichnis die Titel von Büchern auf, die ich gelesen haben will. Ich nenne dies so lange eine perfide Verdächtigung, bis Herr Z. mir eine einzige Stelle meines Buches nennt, aus der die Berechtigung seiner Worte erhellt. Nur einem Dilettanten oder Narren kann es einfallen, bei einem Werke wie dem meinen und bei einer derartigen Fülle von Quellen jedes einzelne Buch vom ersten bis zum letzten Buchstaben zu lesen; ein anderer wird es vielmehr, ohne zunächst sich in alle Einzelheiten zu vertiefen, darauf hin prüfen, wo sich Brauchbares für das zu behandelnde Thema findet; er wird das Ungeeignete ignorieren und das übrige verwerten; so habe ich es bei Zafius, so habe ich es bei den übrigen Quellen gehalten, und ich glaube kaum, daß mir dabei Wesentliches entgangen ist, oder daß andere anders verfahren. Die zweite Verdächtigung findet sich S. 70. In dem Luther gewidmeten Abschnitt preise ich das Zeitalter des Reformators glücklich, daß damals wieder einmal, nach den Irrungen des Humanismus, die religiösen Interessen im Vordergrunde standen, und ich erhebe mich gegen die konjusen, erbärmlichen Jeremiaden der Geschichtschreiber, die es beklagen, daß damals eine starre Orthodogie die Herrschaft erstrebte, und daß den Evangelischen nichts heiliger war als ihr Dogma. „Ohne Zweifel“,

bemerkt Herr Z. hierzu, „ist Paulsen gemeint, was ich mit Vergnügen konstatiere“; an dieser Stelle findet sich dann auch das früher angeführte „Gebelzer unseres Finsterlings“. Auf den Finsterling komme ich später, nachdem ich Herrn Z. abgeschüttelt, zurück; daß ich bei jenen Geschichtschreibern an Paulsen gedacht, wird nur derjenige Herr Z. glauben, der nicht die betreffende, von Herrn Z. citierte Stelle bei Paulsen nachliest und sich so überzeugt, daß Paulsen völlig objektiv erscheint. Auch Herr Z. kann diese Objektivität unmöglich entgangen sein; wenn er also behauptet, ich habe die Objektivität Jeremiaden genannt, so sagt er in der Absicht, mich herabzusetzen, eine bewußte Unwahrheit, d. h. er verleumdet. Die dritte derartige Verdächtigung findet sich S. 87, Anm. 3. Nachdem Herr Prof. Z. nach der Ursache meiner kriechenden Unterwürfigkeit E. Zeller gegenüber gefragt, beantwortet er selbst meine Nichterwähnung E. Curtius' damit, daß ich es für unklug gehalten, mir, einem Berliner Gymnasialprofessor, „amtlich nahe gebrachte Männer“ zu verlezen. Daß ich über Zeller so gesprochen, wie ich es gethan, hat einerseits darin seinen Grund, daß ich mich in Heidelberg drei Semester seinen Schüler nennen durfte, andererseits darin, daß er der einzige unter den streng philologisch geschulten Verteidigern des Dogmas vom klassischen Altertum ist, der zugleich auch Philosoph ist, und dessen Hauptwerk sich an Hegel, allerdings den falsch verstandenen Hegel, anlehnt. Ehe sodann Herr Z. seine Verdächtigung hinsichtlich Ernst Curtius' aussprach, hätte er sich doch vorerst unterrichten müssen, ob die Vorbedingung seiner Verdächtigung vorhanden, nämlich der von ihm angenommene amtliche Zusammenhang der Universitäts- mit den Gymnasiallehrern; ich selbst bemerke, daß ich Ernst Curtius aus demselben Grunde übergangen habe, aus dem ich auch keinen Geschichtschreiber der römischen Litteratur herbeigezogen habe: sie alle eröffneten mir keine neuen Gesichtspunkte, sie alle reichen unbeschadet der Verdienste, die sie sich im einzelnen erworben haben, an prinzipieller Bedeutsamkeit auch entfernt nicht an Mommsen hinan.

Wollte ich mich auf das Niveau des Herrn Z. begeben, so würde ich behaupten, er selbst, der Universitätslehrer, sei zu der im Texte seines Buches Mommsen gegenüber eingenommenen Position durch die kluge Rücksicht auf dessen Einfluß an den deutschen Universitäten bestimmt worden; ich begnüge mich mit Konstatierung der Thatsache, daß er, statt Mommsens der seinigen diametral entgegengesetzte Auffassung Ciceros zu kritisieren, sich erst vor ihm verneigt und dann fortfährt: „Seinen graziosen Fleurettischen wird auch derjenige seine Bewunderung nicht versagen, der ihnen lieber ein anderes Objekt gewünscht hätte.“ Wie Mommsen eine derartige Verneigung aufgenommen, ist mir nicht bekannt, dafür kann ich der früher erwähnten Versicherung Herrn Z.'s gegenüber, meine Anheulungen müßten ihr Opfer empört haben, auf zwei

an mich gerichtete Briefe Mommsens verweisen, die zwar natürlich einen von meinem Buche abweichenden Standpunkt geltend machen, im übrigen jedoch Herrn Z.'s Hoffnung grausam enttäuschen. Nach diesen Proben darf ich nun wohl auch schließlich, ohne befürchten zu müssen, daß ich auf Herrn Zielinski's Niveau herabsinke, folgendes eher auf Rechnung der absichtlichen Verdächtigung als der Unwissenheit setzen. Zu meinem Satze, Wolf habe durch kritiklose Annahme des Dogmas die Saat der Philanthropen zurückgehalten, bemerkt Herr Zielinski, das Dogma sei erst vierzig Jahre nach ihm zur Welt gekommen. Wörtlich genommen hat er recht, wenn gleich er nicht ganz genau gerechnet hat, denn Wolf wurde 1759 geboren, und die Schrift, in der ich die Formulierung und Begründung des Dogmas finde, erschien 1797. Was ist aber mit dieser Vergleichung der Geburtstage gewonnen? Was hier allein in Betracht kommt, ist doch, daß Wolfs hierher gehöriges Hauptwerk, die Darstellung der Altertumswissenschaft, in dem 1807—10 erschienenen Museum, also nach Schlegels Schrift, veröffentlicht wurde, aus Herrn Zielinski's Worten dagegen zu entnehmen ist, ist, ich habe hier wieder einmal, wie er ja früher schon seinen Lesern glaublich zu machen suchte, mich nicht um die Chronologie gekümmert.

Jetzt bin ich mit Herrn Z. fertig; ich habe Sie, verehrter Freund, nur deswegen so lange bei diesem Herrn zurück gehalten, weil sein Buch einen äußerst interessanten Beleg für die Thatsache bietet, daß die Humanisten, so lange sie überhaupt noch existieren, sich unabhängig vom Wechsel der Zeiten gleich bleiben. Nicht wenige der Züge, die ich als charakteristisch für den italienischen Humanismus der Renaissancezeit bezeichnete, finden wir hier am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wieder; schon damals aber zeigte der deutsche Humanismus ein vom italienischen verschiedenes Antlitz: Sie werden es mit mir als glückliches Geschick preisen, daß wir in Deutschland bis jetzt wenigstens mit einem Humanisten vom Schlage des Herrn Z. verschont geblieben sind. Und so ist denn auch derjenige deutsche Humanist, zu dem ich mich sofort im zweiten Briefe wenden will, um das Herrn Z. gegebene Versprechen einzulösen, Paul Cauer, der in den Preuß. Jahrbüchern (LXXVIII, Heft 2) das Wort genommen, aus anderem Holze geschnitzt als der Petersburger, denn er bedient sich doch nicht des Notes als Waffe und schwelgt nicht in der Wonne, dem Gegner die Ehre abgeschnitten zu haben; im übrigen freilich gehört auch seine Anzeige zu denen, die auf das schlagendste zeigen, wie Anzeigen nicht sein sollen. Deswegen wird ihn sicherlich auch Herr Zielinski als willkommenen Bundesgenossen begrüßen; Cauers Taktik nähert sich überdies einigemal in bedenklicher Weise der jenes; die Art vollends, in der er in seiner letzten, soeben erschienenen Schrift von mir spricht, läßt annehmen, daß der für jetzt noch von mir konstatierte Unterschied beider in vielleicht nicht zu ferner Zeit schwinden wird.

Zweiter Brief.

Cauer bemerkt zunächst, ich sei dem Anspruch entgegengetreten, daß das klassische Altertum eine erziehende Macht sei. Als ob nicht, erwidere ich, und Cauer selbst giebt es später zu, das schon durch den Anfang und auch aus der weiteren Entwicklung sich immer klarer ergebende Endresultat meines Buches der Nachweis wäre, daß das Altertum mit Unrecht als das klassische bezeichnet werde, als ob ich nicht nachgewiesen, daß die Voraussetzung der Klassicität mit vollem Rechte alle die Folgerungen nach sich ziehe, die man bisher absichtlich daraus gezogen, daß also zu diesen Folgerungen notwendig auch die von der erziehenden Macht gehöre. Diesen Nachweis der Nichtklassicität hat bis jetzt niemand geführt, weder Paulsen noch Güßfeldt; mit welchem Rechte also Cauer mir weiterhin vorwerfen kann, ich komme mit meinem Buche zu spät und renne, nachdem bereits Paulsen und Güßfeldt ihre Stimme erhoben, offene Thüren ein, kann mir nicht einleuchten. Unter allen sodann, die sich über mein Buch vernehmen ließen, ist C. der einzige, der erklärt, es bestehe der Hauptsache nach in einer Citatensammlung. So willkommen mir dieser Vorwurf sein könnte, wenn ich an Verdächtigungen, wie sie Herr Zielinski ausgestreut, denke, so wenig kann ich doch zugeben, daß C. hier scharfsichtiger gewesen als die übrigen; ich habe mich überall da, wo wörtliche Citate nicht unbedingt erforderlich waren, die einzelnen Citate so zu verwerten bemüht, daß mir der Vorwurf einer Mosaisarbeit erspart bleiben und dafür die Anerkennung einer Darstellung aus einem Gusse sowie der möglichsten Vereinigung von Objektivität und Subjektivität zu Teil werden konnte. So spricht denn auch nicht nur das Korrespondenzblatt von anziehender und durchdachter Darstellung, sondern auch eine gerade für derartiges besonders angesehenene Autorität wie Fr. Müncker rühmt mir im Deutschen Wochenblatt (1894, Nr. 40) hervorragende schriftstellerische Begabung nach.

Warum es mir nun nicht gelungen, C. von der Notwendigkeit meines Endergebnisses zu überzeugen, erklärt sich ihm „leider einfach genug“ daraus, daß „in dem ganzen Werke, vom Titelblatte abgesehen, jeder Ansatz zu dem fehlt, was man eine historische Betrachtung nennen könnte.“ Es zeige sich dies zunächst im kleinen und im einzelnen. Wenn

ich nämlich von demselben Manne widersprechende Äußerungen fände, so mache ich gar nicht den Versuch, darin eine Entwicklung zu erkennen, sondern stelle sie äußerlich neben einander und gruppriere sie so, daß auf die meiner Tendenz günstigen der Nachdruck falle; so erhalte z. B. der Leser von Luthers Stellung zu den alten Sprachen ein völlig verworrenes Bild, und bei Fr. A. Wolf sage ich selbst mit schätzenswerter Offenheit, diejenige der einander widerstreitenden Ansichten werde als die eigentliche und Herzensmeinung anzusehen sein, die sich in den Rahmen der Gesamtauffassung füge. Hinsichtlich Luthers nun kann ich wiederum auf Munker verweisen, der erklärt, diese eben nicht leichte Aufgabe sei mir ganz vorzüglich gelungen; bei Fr. A. Wolf ironisch von meiner Offenheit zu sprechen, hat nur dann Sinn, wenn C. das von mir gebrauchte Wort „Gesamtauffassung“ so auslegt, als habe ich dabei an meine eigene Auffassung, meine eigene Stellung gedacht. Wie wenig er aber dazu berechtigt ist, zeigen ebenso die jener Stelle nachfolgenden wie ihr vorangehenden Worte. Dort nämlich hatte ich gesagt, diese Gesamtauffassung sei keine andere, als daß das Heil allein im Studium der alten Sprachen zu suchen sei, hier aber, daß diese Überzeugung sich als roter Faden durch sein Leben hindurchziehe. Wie es endlich C. anfangen will, vereinzelt dieser Gesamtauffassung widerstreitende Aussprüche in ein derartiges Verhältnis zu bringen, daß wir eine Entwicklung erkennen, ist mir unerfindlich, um so mehr, da sich von vielen dieser Aussprüche die Zeit, der sie entstammen, gar nicht feststellen läßt. Doch wichtiger noch ist das zweite Argument, das C. zur Stütze seiner Anschuldigung, meinem Buche fehle jeder Ansaß zu dem, was man eine historische Betrachtung nennen könnte, vorbringt. Er erklärt, ich verweile, über Paulsen zurückschreitend, nur auf der Rehrseite der Medaille, stelle, von den Kirchenvätern an bis zur Dezember-Konferenz, möglichst alles zusammen, was an unfreundlichen Äußerungen über die Kultur der Alten zu finden gewesen, und suche die Überzeugung zu befestigen, daß ein auf diese Kultur gegründeter Unterricht zu allen Zeiten nichts anderes vermocht habe als den Verstand einzuengen, den Geist des Menschen von seinen natürlichen und erfreulichen Aufgaben abzulenken; meine Methode sehe, mit einem Wort, der aus Janssens Geschichte bekannten zum Verwechseln ähnlich. Diese Taktik Cauers, erwidere ich, sieht allerdings bei aller Verschiedenheit der Individualitäten doch der von Herrn Zielinski her bekannten zum Verwechseln ähnlich. Ich wies bereits diesen Herrn darauf hin, daß ich gezeigt habe, wie schon zur Zeit der Kirchenväter sich keineswegs nur dem Altertum feindselige Stimmen vernehmen ließen, ja daß heidnische Muster vielfach als Vorbilder dienten; hat sodann C., darf ich wohl fragen, wirklich meine Darstellung des italienischen und deutschen Humanismus nicht gelesen, kennt er nicht die des Neuhumanismus, nicht den Abschnitt: die Begründung des Dogmas?

In dem hierauf folgenden, bei weitem größeren Teile seiner Anzeige beschäftigt sich Cauer weniger mit meinem Buche, als daß er es sich angelegen sein läßt, seine eigenen Ansichten von dem, was unserem Schulwesen nothue, vorzutragen; bei dem Ansehen, welches C. genießt, darf ich Sie, hochgeehrter Freund, wohl bitten, mit mir einige Minuten hierbei zu verweilen; es kann sich natürlich nur um die an mein Buch anknüpfenden Stellen handeln. C. unterscheidet sich zunächst insofern zu seinem Vorteil von Herrn Zielinski und, wie ich später zeigen werde, auch von manchen anderen, als er meinen religiösen Standpunkt versteht und nicht in mir einen Finsterling sieht; er hat richtig erkannt, daß ich in Hegel die Elemente zur Begründung einer neuen Religion, der der Humanität, erblicke. Wenn er nun aber fortfährt, Geständnisse dieser Art bedürften keiner Kritik, und es sei nicht zu fürchten, daß irgend ein praktisch denkender Mann dafür gewonnen werden könnte, diese erst noch zu findende Zukunftsreligion zur Grundlage eines neuen Unterrichtsplanes zu machen, so hat er mit der Zurückweisung dieser Befürchtung zwar mir durchaus aus der Seele gesprochen, um so empfindlicher aber hat er mich und andere mit dem Verzicht auf die Kritik getroffen. Denn meine Schlußfolgerung war ja nur das Resultat der gesamten vorangehenden historischen Darlegung; ihre Kritik würde also gezeigt, wie sich die Geschichte des Dogmas im Kopfe des Herrn C. spiegelt, eben damit aber nicht geringes Interesse erregt haben. Schlimm ist freilich und schon wieder einmal an Ehren-Zielinski erinnernd, daß mich Herr C. in diesem Zusammenhange genau das Gegenteil von dem sagen läßt, was ich thatsächlich gesagt habe. Ich bemerkte S. 390 ausdrücklich: „Selbstverständlich kann es der Staat nicht sein, der dieses Neue schafft, sondern nur ein einzelnes geniales Individuum.“ Cauer dagegen schreibt, es sei von einem Jünger Hegels sehr begreiflich, daß er die Gewalt des Staates anrufe, um Besserung zu schaffen. Was Cauers eigne religiöse Stellung angeht, so verwahrt er sich ausdrücklich gegen die Annahme, als empfehle er der Regierung, den sogenannten liberalen Geist in der Theologie besonders zu pflegen; die gleiche Begünstigung gebührt seiner Ueberzeugung nach auch Vertretern der entgegengesetzten Richtung, wofern sie nur eindringlich und nachhaltig zu wirken verstehen. Herr C. kann sich freuen, zu seinen vielen gelehrigen Schülern in mir einen neuen erworben zu haben: „Geständnisse dieser Art,“ erwidere ich ihm, „bedürfen keiner Kritik.“ Auf das, was er über das Verhältnis des Staats zur Schule vorbringt, näher einzugehen habe ich ebensowenig Veranlassung, nur das eine will ich als charakteristisch hervorheben, daß er es für wünschenswert erachtet, wenn der Lehrer weder an das eingeführte Buch noch an den Lehrplan gebunden ist, und so muß ich leider auch konstatieren, daß er dort, wo er mit mir bei dieser ganzen Frage übereinzustimmen erklärt (S. 237 oben), mich völlig miß-

verstanden hat. Nicht minder beachtenswert sind einige seiner Dicta über das Altertum: sie zeigen, daß Bücher der gleichen Richtung wie das meinige keineswegs überflüssig sind. Er bemerkt, diejenige Weltanschauung sei keine der schlechtesten, welche aus der philologischen Art zu denken entsprungen sei und in der Welt des klassischen Altertums ihren Nährboden finde; in ähnlicher Weise hatte er vorher behauptet, es fehle auch heute nicht an reifen und gebildeten Männern, Richtern, Beamten u. s. w., die mit der alten Litteratur in vertrautem Verkehr geblieben sind und das deutliche Bewußtsein haben, daß der beste Teil ihres Wesens von dorthier Nahrung empfangen habe. Dem gegenüber bemerke ich zuvörderst, daß auf Grund der philologischen Art zu denken das, was als Weltanschauung zu bezeichnen, überhaupt nicht möglich ist. Zu einer solchen schwingen sich nur die empor, welche ebenso die Errungenschaften des Christentums wie der neueren Zeit in sich aufnehmen; gerade dies aber, beim Christentum Halt zu machen und nur in dem Gesichtskreise der Griechen und Römer zu leben, ist es, was den Philologen charakterisiert; typisch in dieser Beziehung ist, wie ich nachgewiesen habe, Fr. A. Wolf; Cauer dürfte aber auch nicht im stande sein, mir irgend einen anderen Philologen zu nennen, der einer bestimmten Weltanschauung Worte verliehen hätte. Daß es sodann Richter, Beamte u. s. w. giebt, die hin und wieder zu ihrem Horaz und Homer greifen, ist nicht zu bezweifeln und, — ich erinnere Sie, hochverehrter Freund, an das, was ich gerade über die Bedeutung Homers gesagt, — mit Freuden zu begrüßen, ob aber, bei uns wenigstens, solche, die wirklich in vertrautem Verkehr mit der alten Litteratur stehen, bezweifle ich so lange, bis sie mir namhaft gemacht werden. Für völlig angeschlossen aber muß ich es erachten, daß der beste Teil ihres Wesens von dort her Nahrung erhalten habe; es thut immer wieder Not, derartigen Behauptungen gegenüber geltend zu machen, daß die Griechen und Römer Heiden waren, daß das Heidentum schon durch das Christentum, geschweige durch die Neuzeit unwiederbringlich beseitigt ist, daß also jemand, dessen bester Teil vom Heidentum her Nahrung empfangen hat, nicht in die Gegenwart, sondern als Mumie oder Petrefact in ein Museum oder Naturalienkabinett gehört. Wenn endlich Cauer zuletzt bemerkt, wir ständen heutzutage dem Altertum mit dem ruhigen Blick des Forschers gegenüber und gewönnen dabei die Erkenntnis, wie sich der menschliche Geist allmählich aus der Roheit herausgearbeitet, das Bewußtsein seiner selbst gefunden und die Natur sich unterworfen habe, so können wir bei diesem „Wir“ unmöglich an jemand anders als an Herrn Cauer selbst und seine Anhänger denken; alle übrigen wissen, daß der menschliche Geist das Bewußtsein seiner selbst nicht im Altertum und auch nicht im Christentum, sondern erst in Kant und seinen Nachfolgern gefunden, und daß ebenso die Unterwerfung der Natur erst der neueren Zeit gelungen ist.

Dritter Brief.

Auf diese beiden Humanisten lasse ich einen Antipoden des Humanismus, Anton Dhlert, als dritten meiner Gegner folgen. Er gilt einer bestimmten Gruppe der auf Reform unseres Schulwesens Hinstrebenden als Autorität ersten Ranges, ja in derselben Zeitschrift, die seine Anzeige meines Buches brachte (Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen, 1894, Nr. 2), wurde von einem anderen Mitarbeiter eine seiner Schriften als klassisch bezeichnet; ich meinerseits kann ebenso auf Grund seiner Anzeige wie der am meisten gepriesenen seiner Schriften nur wünschen, daß die, welchen wirklich das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, je eher, je besser sich von den Gefahren überzeugen lassen, die ihnen durch Mitstreiter von der Geistesrichtung und Qualifikation Dhlerts drohen. Im folgenden beschränke ich mich auf die wichtigsten Punkte seiner Anzeige meines Buches, bin aber genötigt, zur genaueren Motivierung meines soeben über D. gefällten Urteils meine im Pädagogischen Archiv abgedruckte Beurteilung eines seiner Bücher herbeizuziehen.*) Auf seine anderen Schriften einzugehen, habe ich keinen Anlaß; ich kann aber, ehe ich meiner eigentlichen Aufgabe näher trete, nicht umhin, drei besonders charakteristische Dicta aus einer dieser Schriften anzuführen. „Man wird“, so lesen wir das eine Mal, „ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken, daß die Blüte deutschen Heldengesanges durch das Eindringen des Christentums im 8. Jahrhundert erbarmungslos und unwiederbringlich geknickt wurde.“ Ein anderes Mal heißt es: „Die platonische Philosophie hat die Entwicklung wahrer Wissenschaft um mehr als ein Jahrtausend verzögert“ und endlich: „die Handlung der Antigone, die auf einem abergläubischen Bestattungswahn aufgebaut ist, entlockt uns ein mitleidiges Lächeln.“ Ein Ausspruch wie der erstgenannte ist auf demselben Boden gewachsen, der die Humanisten hervorgebracht hat; die beiden

*) Die deutsche höhere Schule. Pädag. Archiv 1896, Heft 9. Hierauf antwortete Dhlert im Aprilheft 1897 in dem Aufsatz „Die Grundlagen unseres höheren Schulwesens“: ich meinerseits kam darauf zurück 1897 Nr. 12 in „Für einen Angegriffenen und in eigener Sache“.

übrigen nötigen mich zu dem Geständnis, daß, wenn ich die Wahl hätte zwischen einem derartigen Reformier und dem eingefleischtesten Philologen, ich ohne Bedenken den letztgenannten als den mir Sympathischeren begrüßen würde. Ich komme nun zu den Hauptpunkten seiner Anzeige. Gleich der Anfang setzt das, was ich vorher mit Qualifikation bezeichnete, ins hellste Licht, und ich kann mich nicht entsinnen, irgendwo sonst in einer Anzeige auf die gleiche Unfähigkeit, auch nur das Nächstliegende richtig aufzufassen, gestoßen zu sein. D. ist erstens der Ansicht, mein Buch behandle das bereits von Paulsen und von ihm selbst (in der Schrift „Die deutsche Schule und das klassische Altertum“) erörterte Thema, und er bildet sich ein, ich beabsichtige, die Vernichtung des Humanitätsdogmas aufzuzeigen. Er hätte recht mit dieser Einbildung, wenn ich irgendwo Altertum mit Humanität identifiziert hätte; gerade das Unberechtigte aber dieser Identifizierung aufzuzeigen, ist die Absicht meines Buches, und gerade darin, daß erst unserem Zeitalter, zum ersten Male durch Herder, der Begriff der Humanität ausgegangen, erblicke ich seine gewaltigste Errungenschaft. D. schlägt zweitens als Titel meines Buches vor: „Geschichte der Ansichten über den Unterricht in den klassischen Sprachen“. Dieser Vorschlag enthält fast so viel Verkehrtheiten wie Wörter. Zunächst habe ich nicht nach Ansichten, sondern nach Überzeugungen, Lehren, Prinzipien gefragt; sodann handelte es sich für mich nicht sowohl um den Unterricht, als vielmehr um die Werthschätzung des Altertums überhaupt nach seinen verschiedenen Geistesrichtungen in den verschiedenen Zeitaltern, und zwar nicht erst von der Reformation, sondern vom Urchristentum an. Drittens und letztens waren mein Objekt weder die klassischen Sprachen noch die Sprachen überhaupt. Denn eben der Nachweis, daß das Altertum mit Unrecht als klassisch gepriesen werde, war die Aufgabe meines Buches, und ebenso handelte es sich für mich nicht sowohl um die Sprachen als um den in diesen Sprachen niedergelegten Inhalt; eben damit aber erledigt sich auch die Behauptung, mein Buch behandle das bereits von Paulsen und Ohlert erörterte Thema.

Wichtiger jedoch, weil gefährlicher, ist das, was ich vorher als die Geistesrichtung Ohlerts bezeichnete. So wenig er es ausspricht, so ist und bleibt er doch seinem ganzen Wesen nach ein Materialist und Sensualist, für den die Welt des Geistes als solche in Wahrheit überhaupt nicht existiert; er unterläßt es, dies offen auszusprechen; über die Religion jedoch spricht er in einer Weise, die mich, noch mehr als das Frühere, in Verlegenheit bringt, ob ich mehr an seinem Können oder seinem Wollen zweifeln soll. Er wirft mir Oberflächlichkeit vor und begründet dies damit, daß ich von dem Wechsel der gesamten geistigen Auffassung, welche mit dem Anfange unseres Jahrhunderts beginne und zur Ausbildung einer völlig neuen, von der des vorigen Jahrhunderts

durch einen Abgrund des Empfindens getrennten Weltauffassung geführt habe, keine Ahnung habe. Die erste Erscheinung, durch welche sich dieser Wechsel vollziehe — von der zweiten später —, sei das Ausblühen der Naturwissenschaften; ich hätte demnach ausführen müssen, wie die durch die Naturwissenschaften geschaffene Methode des exakten Denkens im Laufe des Jahrhunderts in alle anderen Wissensgebiete, zunächst in die Philosophie, eingedrungen sei. Die Naturwissenschaft, so führt D. anderwärts aus, ist die Grundlage jedes höheren Wissens, auf welche alle die mannigfaltigen und verwickelten Erscheinungsformen unseres heutigen Kulturlebens zurückgehen. Unsere ganze Auffassung der geistigen und sittlichen Probleme ist, soweit sie wissenschaftlich begründet ist, aus den Naturwissenschaften hervorgegangen; an ihnen hängt unsere gegen jedes frühere Jahrhundert so sehr veränderte sittliche und geistige Auffassung; die Ausbildung der Sinne ist die Grundlage jeder höheren Bildung. Demgemäß wird, so heißt es auch hier wieder, unser gesamtes geistiges und sittliches Leben durch die Ergebnisse der exakten Forschung bestimmt und gebildet; von einer Unterscheidung zwischen Geisteswissenschaften und exakten kann heutzutage keine Rede mehr sein. Nur naturwissenschaftliches Wissen ist überhaupt Wissen; wissenschaftlich nachweisbare Gesetze und Thatsachen gelten nur für das Reich der Zahlen und der mechanisch bewegten Atome; das Reich des Geistes und der Ideen ist der Bestimmung durch Maß und Zahl der menschlichen Unvollkommenheit wegen auf ewig verschlossen; Ideen ethischer, religiöser und ästhetischer Art entziehen sich der wissenschaftlichen Zergliederung. Ich selbst dagegen, so heißt es schließlich in der Anzeige weiter, berührte die Naturwissenschaften und ihr einschneidendes Wirken gerade auf die Änderung der geistigen Auffassung gar nicht. Von der neuesten Philosophie hätte ich höchst dunkle Vorstellungen. Der geistig längst überwundene Hegel, der die scholastische, von der Erfahrung abgewendete Art des Philosophierens so recht verkörpere, sei mein Leibphilosoph. Außer ihm könnte ich nur Schopenhauer, Feuerbach und Herbart; Loge und Wundt dagegen nicht, sonst müßte ich wissen, daß mit jenem eine neue, mit den Thatsachen des Naturwissens rechnende Epoche der Philosophie beginne, sonst müßte mir bekannt sein, daß die Schriften Wundts auf zahlreiche Arbeiten in den Einzelwissenschaften befruchtend und klärend gewirkt hätten. Ihr Staunen, hochgeehrter Freund, daß ein Mann, der sich zu derartigen Grundsätzen bekennt — selbstverständlich sehe ich dabei von dem ab, was er gegen mich selbst vorbringt, — daß, sage ich, ein solcher Mann nicht nur nicht längst wissenschaftlich gerichtet ist, sondern sogar als klassisch angestaunt wird, ist sicherlich mit jedem neuen Sage gestiegen; was also Sie persönlich angeht, so könnte ich auf jegliche Kritik verzichten; da meine Briefe sich aber zugleich an die Öffentlichkeit wenden, bemerke ich folgendes.

Zunächst ersuche ich Ohlert, mir diejenige am Anfange unseres Jahrhunderts erschienene epochemachende Schrift zu nennen, welche jene neue, von der des vorigen Jahrhunderts durch einen Abgrund des Empfindens getrennte Auffassung von Welt und Geist begründete. Nicht bloß für mich, sondern überhaupt für jeden mit der Geschichte unseres geistigen Lebens auch nur oberflächlich Bekannten unterliegt es keinem Zweifel, daß die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts im allereingsten Zusammenhange mit den letzten des vorigen stehen: es war das Zeitalter eines Kant, Fichte, Schelling und Hegel, diese alle aber reichen einerseits selbst bis ins vorige Jahrhundert zurück, andererseits sind sie die direkten Fortbildner der Weltanschauung unserer klassischen, überdies noch ins neue Jahrhundert hineinragenden Dichtung, von einem Abgrunde des Empfindens also, der beide Jahrhunderte trenne, kann keine Rede sein. Ebenso wenig aber kann es auch einem Zweifel unterliegen, daß D. nur ein konfusur und inkonsequenter Nachbeter von Feuerbach ist — Feuerbach selbst war ein viel zu klarer Kopf, als daß er nicht folgerichtig auf Grund seines Sensualismus die Existenz des Geistes und seiner Welt überhaupt geleugnet hätte. Nun aber stammt Feuerbach direkt von Hegel ab, wohin wir also auch blicken: es will uns einmal nicht gelingen, den Abgrund des Empfindens zu entdecken, und zwar so wenig, daß schließlich Ohlert selbst nicht minder als Feuerbach durch die Vorgänger, vornehmlich also durch Hegel, bestimmt erscheint. Doch es verlohnt sich, die Aussprüche unseres Reformators noch näher zu beleuchten. Wie kann überhaupt, frage ich, im Ernste von einem Einflusse gesprochen werden, den das exakte Denken, für welches ja nach Ohlert nur Maß und Zahl und mechanisch bewegte Atome existiren, auf die Geisteswissenschaften geübt hat und hinfort ausschließlich üben soll? Es werden da zwei für die wissenschaftliche Betrachtung scharf zu scheidende Gebiete mit einander vermengt. Das, was D. die exakte naturwissenschaftliche Methode nennt, erweist sich den Produkten des Geistes gegenüber, also der Religion, Philosophie, Poesie, Politik, Pädagogik und was wir sonst noch herbeiziehen wollen, als völlig ohnmächtig. Sie alle haben ihre Quelle im Denken, Fühlen, Wollen, sie alle sind ohne Phantasie undenkbar. Die Natur denkt nicht, fühlt nicht, will nicht, die Phantasie ist ihr terra incognita, wie kann also ein und dieselbe Methode, das exacte Denken, auf zwei so verschiedene Gebiete angewendet werden? Indem D. die Natur und ihre Wissenschaft zum Prius macht, sinkt er nicht nur hinter Kant und Descartes, sondern hinter das Christentum zurück, und der Behauptung, daß die Ausbildung der Sinne die Grundlage jeder höheren Bildung sei, sind die beiden Fragen entgegenzustellen: warum sind dann die Indianer nicht die gebildetsten Menschen? und sind etwa Schiller und Kant, ist überhaupt einer der Heroen unserer Dichtung und Philosophie durch Ausbildung

der Sinne das geworden, was wir in ihm verehren? Indem Ohlert wiederholt erklärt, Ideen ethischer, religiöser und ästhetischer Art entzögen sich der wissenschaftlichen Zergliederung, brandmarkt er das Edelste und Höchste, was die Menschheit bisher erstrebt und errungen, als Danaidenarbeit, als überflüssiges oder vergebliches Beginnen; einen Mann aber, der nun gar auf derartigen Grundsätzen unser Schulwesen aufgebaut wissen will, als klassisch und reformatorisch auf den Schild zu erheben, ist ein Frevel ebenso an der Jugend wie am Staate. Bemüht euch nur immer, so rufe ich auch hier aus, ihr Historiker, Künstler, Philosophen, Staatsmänner, euer Thun ist ja doch eitel, denn es ist unwissenschaftlich; ihr bewegt euch nur im Gebiete des Glaubens und Empfindens, im Nebel, denn die Sonne des mathematischen, naturwissenschaftlichen Denkens leuchtet euch nicht; ihr gehört dem alten, nicht dem neuen Gedankenkreise an; wo aber beide in Streit gerathen, da muß, um Ohlerts eigne Worte zu gebrauchen, „die Naturwissenschaft durch die in ihrer Gefolgschaft stehende Exaktheit des Beweises notwendig Siegerin bleiben.“ Indem D. auf diese Weise zwei auseinander zu haltende Gebiete vermengt, verfällt er in denselben Fehler, dessen sich längst überwundene und von D. sicherlich mit Geringschätzung angesehene Zeiten schuldig gemacht haben. Wenn ehemals Erkrankungen, Blizschläge und dergl. als Bestrafungen oder Belohnungen des Himmels angesehen wurden, so nahm man in gleicher Weise wie D. ein Übergreifen der physischen Welt in die moralische an, mit dem einzigen und keineswegs bedauerlichen Unterschiede, daß ehemals die moralische die ausschlaggebende war, für D. dagegen dies die physische ist. Was nun schließlich die beiden gegen mich selbst erhobenen Vorwürfe angeht, ich berühre das einschneidende Wirken der Naturwissenschaften nicht, habe von der neuesten Philosophie nur höchst dunkle Vorstellungen, und mein Leibphilosoph sei der längst überwundene Hegel, so ist ersteres richtig, für jeden aber, der da weiß, daß die von D. vertretene Anschauung ihre letzte Quelle in Baco hat — als ergötzlich führe ich die Thatsache an, daß D. Descartes als Begründer der modernen Wissenschaft hinstellt — für einen jeden Unterrichteten, sage ich, wird das, was ich in meinem Buche über Baco sagte, zugleich die Kritik der neuen Materialisten und Sensualisten und damit zugleich der auf diesem Grunde aufzubauenden und aufgebauten Schulen enthalten, eine solche also nochmals gesondert zu geben überflüssig erscheinen. „Indem Baco,“ so schrieb ich, „die Naturwissenschaft für die Mutter aller Wissenschaft erklärt und nur nach den wirkenden Ursachen der Naturerscheinungen fragt, ignoriert er den Geist, sucht also die Entwicklung auf eine Stufe zurückzubringen, welche endgültig vom Christentum überwunden ist; er ersetzt die Transcendenz und den Dualismus durch die Diesseitigkeit und den Monismus, tauscht aber für den Himmel nicht die Verklärung des

Erdenlebens ein, sondern eine entgeistete Maschine: die notwendige Folge dieser Irrung ist zunächst die Unfähigkeit, die höchsten Manifestationen des Geistes, die Religion und Kunst, zu begreifen; es konnte aber auch nicht fehlen, daß die von Baco beeinflusste Pädagogik verhängnisvoll in Mitleidenschaft gezogen wurde.“ Wenn sodann D. aus meinem Nicht-erwähnen eines Loze und anderer auf mein Nichtkennen schließt, so erinnert dieser Schluß bedenklich an seine Antipoden, die beiden Humanisten; unparteiisch Urteilende werden doch wohl aus meinem Schweigen nichts weiter folgern, als daß ich sie — hinsichtlich Lozes, z. B. kann ich mich neuerdings auch auf D. Fr. Strauß berufen — eben nicht für bedeutend genug erachtet habe.

Einen Hegel endlich gegen D. zu verteidigen, ist nach dem Wisserigen durchaus unnötig; ich gestatte mir überdies, hierfür wie überhaupt für die ganze hier erörterte Frage Sie an meinen Vortrag: „Über das Verhältnis Ludwig Feuerbachs zu Hegel“ (Pr. Jahrb. 80, 2) zu erinnern.

Bei dem zweiten der für D.s Geistesrichtung noch in Betracht kommenden Punkte, seiner Stellung zur Religion, kann ich mich ebenso wie bei dem sonst noch zu Bemerkenden kürzer fassen. Der religiösen Welt, meint D., droht von der Seite der wissenschaftlichen Naturerklärung keine Gefahr; im Gegenteil, sie führt zu Gott, und die ewigen göttlichen und religiösen Wahrheiten können niemals durch wissenschaftliche Erkenntnis beeinträchtigt werden. „Auch der Glaube,“ so lesen wir anderwärts, „hat sein gutes Recht, auch vom Standpunkt unseres wissenschaftlichen Erkennens gebührt dem Reich des Glaubens sein unveräußerliches Recht“; „wenn Kirche und Schule“, heißt es schließlich, „für den frommen Glauben die göttlichen Eigenschaften in ein System bringen, so ist das ihr unverwüßliches Recht und aus mannigfachen sittlichen, politischen und staatlichen Gründen sehr nötig.“ Sehr nötig allerdings, fahre ich fort, wenn Heuchelei nötig und einerseits Heuchler gezüchtet, andererseits, denn das Volk läßt sich kein X für ein U machen, den Anarchisten und Sozialdemokraten neue Scharen zugeführt werden sollen. Auch hier war Feuerbach ungleich folgerichtiger und ehrlicher, und ich bereue es fast, ihn und Ohlert in einem Atemzuge genannt zu haben; Feuerbach scheute vor der einzig möglichen Konsequenz seines Naturalismus, nämlich dem Atheismus, nicht zurück, und er würde über Opportunisten, um mich eines Euphemismus zu bedienen, vom Schlage Ohlerts unbarmherzig die Geißel geschwungen haben. Wenn Ohlert von den ewigen, göttlichen und religiösen Wahrheiten spricht, die durch wissenschaftliche Erkenntnis niemals beeinträchtigt werden können, so hätte er uns auch offenbaren sollen, was er sich unter diesen religiösen Wahrheiten denkt. Die der Katholiken doch wohl nicht; etwa aber die biblische Lehre von der Schöpfung der Welt in sieben Tagen, von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi,

den Wundern, der Auferstehung, der Himmelfahrt? Auch diese schwerlich, dann aber sage uns doch Dhlert erstens, was von der bestehenden Religion noch anders übrig bleibt als ein lendenlahmer, öder und seichter Rationalismus, wie er im vorigen Jahrhundert geblüht hat und durch unfre Philosophie und Kritik längst in seiner Armseligkeit bloßgelegt ist, und dann verlange er zweitens, daß das von ihm Ausgeschiedene auch offiziell ausgeschieden und nicht mehr in den Kirchen und Schulen als göttliche Wahrheit verkündet werde. Wenn er endlich mir selbst auf meine Forderung, der Religionsunterricht solle den Mittelpunkt des Unterrichts bilden, entgegenhält, schon die Verschiedenheit der Bekenntnisse und die Thatsache, daß die religiöse Unterweisung mit ganz bestimmten geschichtlichen und dogmatisch begrenzten Vorstellungen arbeite, bilden unübersteigliche Hindernisse, so kann ich als Milderungsgrund eines derartigen oberflächlichen Geredes nur das anführen, daß nicht bloß Herr Ziesliński, sondern auch achtungswerte Rezensenten mich in dieser Beziehung gründlichst mißverstanden und aus meinen Worten genau das Gegenteil von dem herausgelesen haben, was sie wirklich besagen; eben deswegen kann ich diese Frage auch jetzt nicht erörtern, sondern ich werde ihr später einen besondern Brief widmen. In gleicher Weise werde ich, um dies gleich hier zu bemerken, mich erst später über meine von D. gerügte Auffassung von der Bedeutung des Deutschen aussprechen; gegen eins nur muß ich gleich jetzt denselben Protest erheben wie vorher im ähnlichen Falle: D. hat nicht das mindeste Recht, aus meinem Nichterwähnen „der neuesten Methodik“ auf mein Nichtdamitvertrautsein zu schließen. Und so will ich denn auch gleich hier noch darauf hinweisen, daß auf das Deutsche schließlich auch noch das hinausläuft, was Dhlert über „die zweite Erscheinung“ vorbringt, durch welche sich der gewaltige Wechsel der geistigen Auffassung, von dem früher die Rede war, vollziehe. Ich ignoriere, meint er, die Schöpfung des deutschen Reichs und das dadurch ausgelöste Wirken der Nationalitätsidee; ich hätte, heißt es weiter, zeigen müssen, daß das auf eine fremde Kulturwelt begründete, von den Bedürfnissen der Gegenwart abgewendete Erziehungsideal des 18. Jahrhunderts unserem nationalen Empfinden nicht mehr entspreche. Wenn D. vor dem Erscheinen meines Buches nichts von den Philanthropen und von Herder wußte, welche ja im vorigen Jahrhundert mit der gleichen Wärme für die Pflege des Nationalen im Gegensatz zum Fremden eingetreten sind, so ist dies insofern verzeihslich, als er ja die Gegenwart nicht mit so viel klassischen Büchern hätte beglücken können, wenn er die dazu erforderliche Zeit dem Studium der Vergangenheit gewidmet hätte. Weniger begreiflich dagegen erscheint mir, daß er sich nicht wenigstens aus einem Buche, das er rezensieren, also zunächst lesen sollte, wie das meine, darüber informirt hat; eben da hätte er auch finden können, was Jean Paul, was die Romantiker, was Hegel für unser „nationales

Empfinden“ gethan; er würde dann schwerlich verlangt haben, daß ich die unausbleibliche Folge aller dieser Bestrebungen, die Schöpfung des deutschen Reichs, noch besonders betone: es verhält sich hier genau wie vorher mit Baco und der von diesem abhängigen Entwicklung.

Wie bei Cauer, so hatte ich auch hier bei Ohlert Gelegenheit, auf Herrn Zielinski zu verweisen, selbstverständlich ohne damit, ebensowenig wie bei Cauer, die Individualitäten für gleichartig zu erachten. Um so mehr bedauere ich jetzt am Ende gegen D. einen Vorwurf erheben zu müssen, der es mir in der That schwer macht, die Individualitäten auch fernerhin noch auseinander zu halten. Ohlert giebt nämlich vor, ich hätte meinen Satz, den Mittelpunkt des Sprachunterrichts müsse die Grammatik bilden, darauf begründet, daß ich die Bedeutung des fremdsprachlichen Unterrichts vor allem in der logischen Schulung, also der formalen Bildung sehe; er unternimmt es nicht nur, aus einzelnen Wörtern, die sich S. 395 meines Buches finden, mit vollster Willkür sich selbst einen Satz zusammenschweißen, der meinen Intentionen völlig fern liegt, sondern er wagt es auch, diesen von ihm selbst gebildeten Satz in Anführungszeichen zu schließen. In Wahrheit ist die logische Schulung und die formale Bildung für mich nicht, wie D. behauptet, das erste, sondern das letzte Moment bei Erlernung der fremden Sprachen; nicht bloß dies: ich erhebe unmittelbar darauf die Forderung und begründe sie auch, daß wir uns vor Überschätzung dieser formal bildenden Kraft hüten müssen. So gewiß nun jenes willkürlich zusammengeflachte und den Sinn auf den Kopf stellende Citat eine bewußte und absichtliche Verdunklung des Thatbestandes ist, so gewiß scheint es ausgeschlossen, daß D. nur aus Versehen die überaus wichtige Einschränkung meines Buches unerwähnt gelassen hat. Doch ich wäre ungerecht, wenn ich mit diesen Anklagen von D. scheiden wollte: ich befinde mich vielmehr in der angenehmen Lage, ihm für eine seiner Ausstellungen meinen Dank aussprechen zu können, wemgleich ich nur zum Teil mit der Motivierung dieses Tadel einverstanden bin. Er wirft mir nämlich vor, ich habe die Praxis, den Kampf für die Schulreform, nicht herbeigezogen, und er zählt dann verschiedene Namen auf, die er in meinem Buche vermißt. Es ist richtig, einige von diesen kannte ich in der That nicht, und das völlige Ausscheiden dessen, was D. die Praxis nennt, erscheint zunächst als Mangel meines Buches. Ich habe nun versucht, diesen Mangel zu beseitigen, und mich in die Praxis gestürzt sowie noch um Gegner gekümmert. In der zweiten Hälfte meiner Briefe werde ich Ihnen, wie bereits angedeutet, von diesem Studium, soweit es mir ersprießlich erscheint, Rechenschaft ablegen, schon jetzt freilich muß ich bemerken, daß das Gesamtergebnis für mich trotz allen Studiums dasselbe geblieben ist.

Vierter Brief.

Es erwächst mir nunmehr die Aufgabe, Ihnen, hochgeehrter Freund, über die Stimmen, die sich sonst noch aus Anlaß meines Buches vernehmen ließen, soweit sie mir beachtenswert erscheinen, zu berichten; auf einiges hatte ich ja bereits früher hinzuweisen Gelegenheit; in der Hauptsache wird es sich jetzt um meine Schlußbetrachtung handeln. Ein Rezensent der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (1896, 107. Band), — ein gewisser Herr Löschhorn aus Dresden — ist ein mit Ohlert derart sympathisierendes Gemüt, daß seine Anzeige in allem Wesentlichen dasselbe vorbringt; er ist sich dieser Sympathie leider nicht bewußt, sonst hätte er sicherlich seiner Freude darüber Ausdruck gegeben. Die Akademische Revue (1895, 8. Heft) widmet fast $\frac{1}{3}$ ihrer Anzeige dem, was ich über Frankreich und England, besonders über Berrault mitgeteilt habe; sie gesteht dafür voll Raivetät, daß ihr bis jetzt „ein Pädagoge aus dem Kreise der Campeschen Schriften“, Namens Trapp, nur oberflächlich bekannt war und fordert ihre Leser auf, sich etwas näher über ihn zu unterrichten, „da es doch sehr der Mühe wert scheine.“ Einem derartigen Standpunkte ist es vollkommen entsprechend, wenn der wohl noch recht jugendliche Herr frischweg erklärt: „Comenius, Basedow und wie sie ferner heißen, haben doch keine eigenen Gedanken produziert, von denen wir anderen weiter leben, sondern sie haben Vorgefundenes nach oder zu bestimmten Methoden zugerichtet, und wenn wir nach Gedanken suchen, so müssen wir uns doch direkt an die Produzenten wenden.“ Sie würden sich verwundern, daß ein so angesehenes Blatt wie die Akademische Revue einem derartigen Ignoranten ihre Spalten öffnet, wenn Sie nicht aus meinen bisherigen Darlegungen bereits gesehen hätten, welcherlei Qualitäten sogar zu einem Wortführer erforderlich sind, und so darf ich Ihnen wohl auch mitteilen, daß eben dieser selbe Herr Adolf Philippi mir zuletzt, ohne auch nur mit einer Silbe den Beweis zu versuchen, vorwirft, es laufe mir hinsichtlich meiner Kenntnis des Altertums Irrtümliches in Menge unter, und daß er behauptet, die moderne Welt und ihre Geschichte müsse man besser kennen als ich, wenn man solche Bücher

auch nur zur Unterhaltung schreiben wolle. Einem dritten Rezensenten, Herrn Dpiß in den Blättern für literarische Unterhaltung (1894, Nr. 18), fehlt die Unverfrorenheit der beiden bisher Genannten, ob er freilich im übrigen, wenigstens nach dieser einen Anzeige zu schließen, die Qualifikation eines ernst zu nehmenden Rezensenten besitzt, dürfte Ihnen die Hervorhebung der beiden wichtigsten Punkte seiner Anzeige offenbaren. Er meint, ich rede den Kirchenvätern alle die Äußerungen nach, die jetzt nur noch ein Lächeln hervorrufen könnten, und er verwahrt sich dagegen, daß aus solchen Äußerungen für die Gegenwart verbindliche Schlüsse gezogen werden; als Hauptwiderspruch sodann, dem ich verfallte, führt er an, ich müsse zugeben, daß bei den Dezeremberkonferenzen die allgemeine Stimme gegen eine grundsätzliche Änderung in der Auffassung des Atertums gewesen, und dennoch konstatierte ich jetzt, mich auf Mommsen und Sie berufend, die Vernichtung des Dogmas. Dpiß ist, um mit dem letzten Punkt zu beginnen, durch seinen guten Genius von dem Versuche zurückgehalten worden, neben dem Hauptwiderspruch, in den ich verfallen, auch noch einige der in zweiter Linie in Betracht kommenden zu konstatieren, denn es würde ihm dieser Versuch doch wiederum nur die Gelegenheit gegeben haben, sich als unzureichend gerüstet zu erweisen. Es ist bekannt, und ich habe dies auch hervorgehoben, daß die Dezeremberkonferenzen nur deshalb den Intentionen des Kaisers und dem, was der Verlauf der Entwicklung verlangte, nicht entsprachen, weil der Minister vorwiegend Anhänger des Bestehenden zu den Konferenzen berufen hatte; daraus also, daß damals das Alte und Verderbliche über das Neue und Segensreiche den Sieg davon trug, folgt nicht das Nichtvorhandensein des Letzteren, also auch nicht die Berechtigung, mich eines Widerspruchs zu zeihen. Mit dem Geständnis sodann, daß die Kirchenväter Herrn Dpiß nur ein Lächeln abnötigen können, verrät er nicht nur Mangel an historischem Sinn, sondern wir müssen fürchten, daß die von ihm den Schülern empfohlene kindliche Frömmigkeit, auf die ich später zurückkomme, ihm selbst seit seiner Schulzeit abhanden gekommen ist, denn die Kirchenväter bauen ja nur auf dem von der Bibel gelegten Grunde weiter, und dieser gegenüber müßte doch das Lächeln bei Dpiß verstummen. Der Ausdruck endlich, ich rede den Kirchenvätern ihre Äußerungen nach, ist ebensowenig zutreffend wie die Verwahrung, es seien aus ihnen für die Gegenwart verbindliche Schlüsse zu ziehen, notwendig. Dpiß kann mir nicht eine Zeile meines Buches nennen, aus der hervorgeht, ich selbst habe diese Schlüsse gezogen, auch andere werden dies schwerlich thun — dann aber kann auch von keinem „Nachreden“ gesprochen werden.

Von ganz anderem Kaliber erweisen sich die Rezensenten der Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen (vgl. S. 3) und der Leipziger Zeitung (1894, Nr. 70); auch hier freilich bin ich nicht in der

Lage, die gegen mich erhobenen Einwände als berechtigt anzuerkennen. Wenn der Erstgenannte, F. R. Fleischmann aus Bamberg, meint, Goethe und Schiller hätten von der Begeisterung für das Altertum den Antrieb zu einer Reihe vollendeter Schöpfungen empfangen, so folgt zunächst daraus noch nichts, worauf es dem Rezensenten ankommt, für unser Schulwesen, sodann aber haben gerade diejenigen Schöpfungen unserer Klassiker, denen das Fortschreiten des menschlichen Geistes am meisten verdankt, mit der Altertumschwärmerei nicht das mindeste zu schaffen. Ein zweiter Einwand ist vielleicht von allen, die gegen mein Buch vorgebracht sind, der beachtenswerteste. Fleischmann hebt hervor, daß über Wert und Bedeutung der Alten überhaupt nicht Zeugnisse auch noch so gewichtiger Stimmführer entscheiden, sondern daß hier nur eine selbständige, vom einzelnen ausgehende und das Gesamtgebiet umfassende kritische Sichtung zu maßgebenden Ergebnissen führen kann. Einerseits unterschreibe ich diesen Satz so sehr, daß ich mein Buch allerdings nur als die Vorarbeit einer solchen, sich auch auf das Altertum direkt richtenden Sonderuntersuchung angesehen wissen will; ich selbst werde schwerlich mehr dazu kommen, sicherlich aber wird sie von anderen angestellt werden. Andererseits aber möchte ich mich nicht nur auf das Motto meines Buches berufen, sondern auch auf das, was Strauß zur Erläuterung dieses Satzes hinzufügt, ja auf die Schrift, der das Motto entnommen, nämlich die christliche Glaubenslehre. „Die subjektive Kritik des einzelnen“, meint Strauß, „ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom hervor, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen.“ Dasjenige sodann, was Fleischmann verlangt, hat Strauß für sein Gebiet mit dem Leben Jesu gegeben, und die einzigartige Wirkung gerade dieser Schrift ist allerdings die trefflichste Stütze der Behauptung des Rezensenten; jedoch auch hier möchte ich einerseits daran erinnern, daß Strauß sich zuerst mit der Idee getragen hatte, die Dogmatik dem Leben Jesu vorangehen zu lassen, sodann hervorheben, daß ja auch die Dogmatik nach und neben dem Leben Jesu noch segensreich genug gewirkt, und daß bis auf diese Stunde noch kein einziger Theolog sich auf diese Höhe erhoben hat. Die Leipziger Zeitung sodann ist „gründlichst enttäuscht“, daß ich in meiner Schlußbetrachtung nicht radikal genug sei; sie hatte eine Verherrlichung der Oberrealschulen erwartet und wundert sich, daß ich für die Realanstalten das Gegenteil von Vorliebe zeige. Vom Radikalen später; was aber das andere angeht, so hat wohl der Rezensent, als er dies niederschrieb, sich nicht mehr des von mir über Baco Gesagten, von dem früher die Rede war, erinnert.

Mit einem nochmaligen Hinweise auf die Berliner philologische Wochenschrift (vgl. S. 4) — ich habe, meint sie, im Schlußab-

schnitt ein, wenn auch nur im Umriss gezeichnetes, so doch in seinen charakteristischen Zügen hochinteressantes Bild des gesamten Unterrichtswesens entworfen, das ich in Zukunft verwirklicht wünschte — bahne ich mir den Übergang zu denjenigen beiden Anzeigen, denen ich unbeschadet des den anderen schuldigen Dankes die erste Stelle einräume: zu der in den Grenzboten und der von Kausch in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik (1895 S. 76 ff). Die Grenzboten meinen zwar, ich habe den Bogen straffer gespannt als nötig gewesen wäre, um das Ziel zu erreichen, sie suchen dies aber aus den Zeitverhältnissen zu erklären, und wie sie sonst im allgemeinen über mein Buch denken, erwähnte ich bereits. Sie sehen in ihm, um jetzt das Allgemeine noch weiter zu begründen, eine Wiederaufnahme des im Zeitalter Perraults unentschieden gebliebenen Streites, finden aber vollkommen richtig den Hauptkern meiner „Untersuchungen und Erkenntnisse“ keineswegs in den ästhetischen Partien des Buches. Sie glauben zwar, daß mir die Dichtung so unentbehrlich sei wie die Lebenslust, aber die eigentliche Leidenschaft meiner streitbaren Darstellung ströme, meinen sie, nicht aus der Seele des Ästhetikers, sondern aus der des Philosophen und Pädagogen. „Mein ganzes Buch,“ heißt es weiter, „durchziehe eine bittere Verurteilung der Gleichgültigkeit gegen die eigentliche Erziehung, gegen die Erweckung einer einheitlichen Geistes- und Herzensbildung, es erfülle mich ein warmes und nur allzu reizbares Gefühl für die Notwendigkeit einer Grundanschauung für die gesamte Bildung. „In diesem Gefühl,“ so lesen wir endlich, „und dem kühnen Hinweis darauf, daß das eigentliche Leben, die den ganzen Menschen ergreifende und durchdringende Bildung niemals von einer noch so vorzüglichen formalen Schulung, von einem noch so fein geschliffenen Werkzeug, sondern immer nur von einem lebendig ergriffenen Inhalt, einem Ideal ausgehen kann, in der Forderung und Vorahnung eines solchen Ideals liegt eine Hauptstärke und eines der unanfechtbarsten Verdienste meines Buches;“ im einzelnen möge noch so viel anfechtbar sein: überall aber dränge sich die Überzeugung auf, daß die brennenden Fragen, die ich aufwerfe, im kommenden Jahrhundert nicht unbeantwortet bleiben könnten. In ähnlicher Weise findet auch A. Kausch, daß mein Buch nicht von der Zinne der Partei, sondern von einer höheren Warte aus die Untersuchung führe. „Es ist,“ fährt er fort, „ein hoher sittlicher Ernst, der den Verfasser leitet; das Wohl und Wehe der deutschen Jugend und nicht die Verteidigung des Lieblings- oder Brotstudiums gegen die Konkurrenz sind seine Motive. Hat er hier und da zu hart geurteilt, so ist es immer der Eifer um die große Sache, die ihn treibt: *εὐγενὲς ἀμάρτημα*.“ Nachdem Kausch hierauf eine gedrängte Übersicht über den Inhalt meines Buches gegeben, bemerkt er, sich zu einzelner wendend, die Darstellung der Berliner Dezemberkonferenz sei unübertroffen, am

originellsten aber zeige ich mich in der Würdigung der großen Humanisten und Philologen. Man erschrecke zuerst über die Vermessenheit eines Pädagogen, der gegen die in der Würdigung philologischer Koryphäen herkömmlichen Superlative so viel einzuwenden wage, allein ich wisse sehr wohl, was ich thue, und es sei hohe Zeit, daß endlich einmal jemand dieses freie Wort gewagt habe, und daß es gesprochen werde von einem Standpunkte, der in Anbetracht des Erziehungszweckes unbestreitbar höher sei als der philologische, nämlich vom Standpunkte dessen, der Menschen bilden wolle und darum eigentlich viel mehr Anrecht habe auf den Namen eines Humanisten als so mancher Gräcist und Latinist. Nachdem Kausch noch angeführt, daß ich in der Beurteilung unserer Klassiker so klar wie bisher niemand zeige, wie der Aufschwung des Neuhumanismus auf sie zurückzuführen sei, daß sie aber im Grunde ein ganz anderes Erziehungsideal hätten, als es in den Gymnasien des neunzehnten Jahrhunderts sich verwirklichte, bemerkt er — auf die religiöse Frage komme ich später, — meine Negationen seien trotz dem Titel nicht das Wichtigste des Buches, und er stehe nicht an, den positiven Teil für ungleich wertvoller zu erklären. Er bespricht dabei das, was ich über die Scheidung von Sach- und Sprachunterricht ausführte, und fährt dann fort: „Diese Forderung der radikalen Trennung von Sach- und Sprachunterricht, so unscheinbar sie ist, ist der bedeutendste Gedanke, der auf dem Gebiete des höheren Schulwesens seit vielen Jahren laut geworden ist: das Ei des Kolumbus. Nur wer mitten in der Praxis steht, kann die Tragweite dieses Gedankens ermessen. Gegenüber den Palliativen derer, die um einige Stunden mehr oder weniger feilschen, haben wir hier einen organisatorischen Gedanken, durch den endlich ein Gleichgewicht des Lehrplanes garantiert wird, das ihm gefehlt hat, seitdem man in Deutschland höhere Bildung mit Sprachkenntnis gleichgesetzt hat, d. h. seit der Renaissance.“

Fünfter Brief.

Nach den kaum glaublichen Angriffen und Mißverständnissen, die ich anfangs zurückzuweisen hatte, darf ich jetzt wohl meiner Freude darüber besonderen Ausdruck geben, auf Stimmen wie die im vorigen Briefe Ihnen mitgetheilten gestoßen zu sein, und ich darf wohl, theils erläuternd, theils ergänzend, dabei verweilen. Allerdings erblicke auch ich, wie Kausch dies gethan, in der Art, wie ich Sprach- und Sachunterricht geschieden, das Ei des Kolumbus und den für die fernere gedeihliche Entwicklung unseres hohen Schulwesens folgenschwersten Gedanken; nur muß ich von vornherein darauf hinweisen, — und Kausch hätte dies hervorheben sollen — daß ich das Beste dabei nicht mir selbst, sondern den Philanthropen und insbesondere dem unsterblichen Trapp verdanke. In diesem Zurückgehen auf einen Gedanken, der ehe- dem schon an sich auf nicht recht fruchtbaren Boden fiel und überdies, trotzdem die Philanthropen in keinem geringern als in Kant ihren wärmsten Fürsprecher hatten, sehr bald wieder durch Fr. A. Wolf und seine Gesolgschaft in den Hintergrund gedrängt wurde, sehe ich allerdings einen Anspruch meines Buches auf bleibende, die Gegenwart überdauernde Bedeutung; wer erwägt, was alles in jenem Gedanken enthalten ist, wird zunächst nach dieser einen Seite hin Radikalismus nicht mehr vermessen. Bis jetzt werden den sog. realistischen Fächern, also den Naturwissenschaften und der Mathematik, die sprachlich-historischen, es wird dem Sachunterrichte der Sprachunterricht gegenübergestellt. Diese Gegenüberstellung hat zur Errichtung von Realanstalten geführt, und es hat sich ein Wettstreit zwischen diesen als den Pflegstätten des Sachunterrichts und zwischen denjenigen Anstalten gebildet, auf denen die Sprachen den Mittelpunkt bilden, seien es nun die beiden alten oder die neueren, und hier wieder, bei uns in Deutschland, das Deutsche, also die Muttersprache. Die Frage nun, ob eine Schule auf den Realien aufgebaut werden soll, ist von der Frage nach dem Verhältnis der Natur zum Geiste, Bacon zu Descartes, Feuerbachs und des Materialismus zu Hegel und dem Idealismus untrennbar. Nur der wird sie bejahen, wer mit Dhlert nicht nur in der Natur das prius und Ausschlaggebende

sieht, sondern überhaupt, wenn anders er konsequent ist, die Existenz des Geistes leugnet und nur da Gewißheit findet, wo es sich um Maß und Zahl und mechanisch bewegte Atome handelt, dort aber Glauben und Meinen und Ungewißheit, wo gerade die höchsten Manifestationen der Menschheit: Religion, Philosophie, Kunst, Politik u. s. w. in Betracht kommen. Aber auch wenn wir im Gegensatz hierzu die Forderung stellen wollten, der sprachliche Unterricht müsse der wichtigste, der Mittelpunkt sein, kommen wir zu keinem befriedigenden Ergebnis. Es ist zunächst ein ungeheurer logischer Fehler, den Unterricht in den Realien dem in den Sprachen gegenüberzustellen, es wird da mit einander überhaupt nicht zu Vergleichendes verglichen. Die Sprache ist ja nur das wichtigste der Mittel oder Werkzeuge, wodurch sich unsere geistige Thätigkeit manifestiert und den anderen verständlich macht, erscheine sie nun als gesprochenes oder geschriebenes Wort oder auch, wie vielfach bei den Naturwissenschaften, als Zeichen. Die Sprache ist also ebenso sehr das Mittel zur Manifestation und Verständlichmachung von Realien irgendwelcher Art, sie tritt in ihren Dienst, wird die Sklavin dieser Herrin, wie also kann die Bevorzugung der einen vor der anderen in Frage treten, wie kann dem Sprachunterricht überhaupt, — er sei, welcher er sei, immer wieder erscheint er als dienend, als Mittel, — je eine dominierende Rolle zugeteilt werden? Zu demselben Ergebnis gelangen wir, wenn wir die Sprache an sich betrachten und von einer Gegenüberstellung mit den Realien absehen; ich knüpfe dabei nicht nur an Trapp an, sondern kann auch auf denjenigen verweisen, dem in Sachen der Schulreform einer der ersten Plätze gebührt, nämlich Neudecker*); ich verwende seine Resultate in meiner Weise: er beschränkt sich auf das Uebersehen, inwiefern ich über ihn hinausgehe, wird sich sogleich zeigen.

Die Sprache, so bemerkte ich im Anschluß an Trapp bereits in meinem Buche, giebt allemal nur an, wie ein bestimmter Begriff, eine Vorstellung, eine Idee auszudrücken ist; nach der Berechtigung dieses Begriffs, dieser Vorstellung, dieser Idee fragt sie, füge ich jetzt hinzu, nicht im mindesten, und es kann vollkommen sprachlich richtig der größte logische Unsinn und die wahnwitzigste Verletzung der moralischen Gesetze ausgesprochen werden. Neudecker führt als Beispiel des Erstgenannten an „quia mortuus es, hodie cenabis“, ich füge dem hinzu: „Wer seinen Vater mordet, verdient Hochachtung“. Frage ich nach der Berechtigung dieses sprachlich Untadeligen, so verlasse ich das sprachliche Gebiet und begeben mich in das der Logik, Ethik oder vor wessen Forum sonst der betreffende Satz gehört; damit aber sind wir bei dem angelangt, worin Kaufsch das Bedeutsame meiner Ausführungen sieht. Ist nämlich

*) Der klassische Unterricht und die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken. Würzburg 1890. Grammatik oder Logik, Klassisch oder Deutsch? Würzburg 1890.

die Sprache, wie wir bisher sahen, nur die äußere Erscheinung, die Form, die uns einen bestimmten Begriff oder Gedanken offenbart, so führt uns die Frage nach dem Forum, vor welchem sich die Begriffe oder Gedanken auf ihre Berechtigung hin auszuweisen haben, zum Inhalt, zu dem mit diesem Gedanken Bezeichneten, vom Wie? also zum Was? übertragen wir es auf den Unterricht: vom Sprach- und Wortunterricht auf den Sachunterricht. Hieraus folgt unabweisbar: einen Teil dieses dem Sprachunterricht entgegentretenden Sachunterrichts bilden allerdings die Naturwissenschaften, die Realien, die bisher allein mit Sachunterricht bezeichnet wurden; sie bilden aber nur einen Teil, den anderen Teil bilden die Geisteswissenschaften; so gewiß aber der Geist das die Natur Konstituierende, ebenso das sie Hervorbringende wie ihr Endziel ist, ebenso gewiß hat im Unterrichte da, wo es sich um eine Rangordnung handelt, die Natur sich dem Geiste, die reale Seite der idealen unterzuordnen, auf keinen Fall eine Sonderexistenz zu beanspruchen. Kann also keinerlei Sprachunterricht den Mittelpunkt bilden, sondern immer nur Sachunterricht, so folgt weiterhin, wenn wir nach dem fragen, was da sein und werden soll, nicht aber nach dem, was gegenwärtig sein kann und muß — von diesem später —: also kann auch der Unterricht im Deutschen nicht Mittelpunkt sein. Mit diesem Satz gehe ich einerseits über Neudecker hinaus, andererseits scheine ich ebenso den Lehrplänen von 1890 entgegengetreten zu sein, wie ich Ohlert gerade damit einen Beweis meiner Ignoranz gegeben habe. Ich scheine, sage ich, denn bereits im Dogma habe ich gezeigt, daß die Behauptung, das Deutsche sei noch mehr als bisher in den Mittelpunkt getreten, eben nur eine Behauptung sei, der die in der That verlangte Praxis durchaus nicht entspreche; wenn aber die Lehrpläne, so füge ich jetzt hinzu, anderwärts diese Behauptung selbst einschränken und betonen, der Unterricht im Deutschen sei neben dem in der Religion und Geschichte der ethisch bedeutsamste, so begehen sie denselben logischen Fehler, den ich vorher bei der Gleichstellung von Realien und Sprachen nachgewiesen habe; auch hier gilt: Religion und Geschichte werden durch das Deutsche vermittelt, von einem Nebeneinander kann also keine Rede sein. Auf Ohlert andererseits darf ich wohl deswegen zurückkommen, weil er Argumente vorbringt, die man auch sonst hören kann, die also Beachtung verdienen, und deren Erörterung meine bereits gefundenen Resultate in noch helleres Licht setzt. Er beruft sich zunächst auf das Rationalitätsprinzip, doch hieraus würde, wie ich ihm bereits in der vorher erwähnten Anzeige entgegenhielt, zunächst folgen, daß es so viele Mittelpunkte des Unterrichts geben müßte, als es Sprachen und Nationalitäten giebt; auf den tschechischen höheren Schulen müßte sich alles um das Tschechische gruppieren, auf den rumänischen um das Rumänische zc.; von einer allgemein gültigen Pädagogik könnte also bei der gewaltigen

Verschiedenheit der Sprachen und Nationalitäten keine Rede sein. Wenn nun aber Ohlert seine Forderung dahin erläutert, daß er neben dem rein Sprachlichen auch Geschichte der deutschen Kultur, der deutschen Kunst und Litteratur, überhaupt alles dessen verlangt, was der deutsche Geist geschaffen hat, so erhellt zunächst, daß er sich damit in das Gebiet des Sachunterrichts begiebt; wer nach dem Bisherigen noch daran zweifeln wollte, der möge sich nur vergegenwärtigen, daß der hier verlangte Sachunterricht ebenso gut in Frankreich in französischer, in Japan in japanischer Sprache vorgetragen werden könnte, mit dem Unterrichte im Deutschen also an sich nichts zu schaffen hat. Und überdies, ist denn abgesehen von diesen Bedenken die Forderung überhaupt erfüllbar? Zu dem, was der deutsche Geist überhaupt geschaffen, gehört so mancherlei, es gehören dazu Kant und Feuerbach, D. Fr. Strauß und Lassalle, es gehören aber auch, wie ich im Dogma bemerkte, Kochbücher dazu, Tanz- oder Hufbeschlag-Unterweisungen; gehört auch dies alles zum Mitzuteilenden? wenn aber nicht, warum nicht? wer entscheidet? Thatsächlich fällt der Löwenanteil beim deutschen Unterrichte der poetischen Lektüre zu: in den unteren Klassen werden vorwiegend Gedichte gelesen, erklärt und gelernt, späterhin Episches und Dramatisches. Welchen Schwierigkeiten aber auch hier die Wahl von Ersprießlichem begegnet, erhellt aus der Thatsache, daß der Faust verpönt ist; den Ausschlag vollends giebt, daß bei aller Ehrfurcht, die wir unseren Klassikern entgegenbringen, wir doch den Standpunkt, der in der Poesie und Kunst die höchste Manifestation des menschlichen Geistes sieht, als ehemals notwendig, jetzt aber als überwunden bezeichnen müssen. Und in diesem Zusammenhange sei mir auch noch ein Wort über die eingangs erwähnte Entgegensetzung von Realien und nicht sowohl sprachlichen als sprachlich-historischen Fächern gestattet. So hoch ich gerade als Anhänger Hegels die Geschichte stelle, so ist doch auch sie nicht das Höchste und Letzte, am wenigsten für die Jugend. Wir alle, zumal aber die Jugend, brauchen etwas Bestimmtes, Fertiges, Resultate, die Geschichte zeigt aber immer nur ein Werden, welches einem bestimmten Ziele, also zunächst unserer richtig verstandenen Gegenwart zustrebt, und eben dieses Gewordene, dieses Ende, dieses Ziel muß A und D des Unterrichts sein. Von dem, was Ohlert sonst noch zur Stütze seiner Behauptung, das Deutsche müsse den Mittelpunkt bilden, vorbringt, führe ich hier nur den Satz an, das Deutsche sei dasjenige Fach, in dem sich alle sonstigen Kenntnisse vereinigen. Doch auch dies führt zu seltsamen Konsequenzen. Die Sprachen sind das, worin die Nationen auseinandergehen; ein und dasselbe Ding, so bemerkte ich schon anderwärts, wird im Deutschen Uhr, im Französischen montre, im Englischen watch genannt. Wie kommt nun der Unterricht in dem die Nationen Trennenden, also in der jedesmaligen Muttersprache, dazu, das die Dinge einigende Band

zu sein? Daß mit dem Unterrichte im Deutschen, der doch, ich wiederhole es, nur nach der äußeren Erscheinung der Idee, nicht aber nach dieser selbst fragt, derjenige in der deutschen Litteratur verbunden wird, ist in gewissem Sinne durchaus verständlich und berechtigt, wenngleich es, wie ich vorher gezeigt, an sich keineswegs nötig ist; was in aller Welt aber haben die übrigen Fächer gerade mit dem Deutschen zu thun? Ein Blick auf die Lesebücher der unteren und mittleren Klassen kann uns zeigen, wohin dieses Prinzip dort, wo es sich nicht um die poetische Lektüre handelt, die doch aber auch wieder unzureichend ist, führen kann. Bismarck kann da neben Petersilie, die Planeten neben dem Regenwurm, der Drinoko neben dem Mikroskop figurieren: alles segelt eben unter der Flagge des Deutschen als dem Mittelpunkte des Unterrichts; dasselbe gilt an nicht wenigen Anstalten von den Aufsatzthemen.

Sechster Brief.

Auf die Frage nun, worin ich selbst im Gegensatz zum Bisherigen den Mittelpunkt eines jeden Unterrichts erblicke, habe ich am Ende meines Buchs, also als Ergebnis der historischen Darlegung, geantwortet: in der Religion; gerade hier freilich bin ich derart mißverstanden worden, daß ich mich zunächst genötigt sehe, von der Stellung, welche die Kritik dieser Frage gegenüber genommen, zu sprechen.

In der Zukunft (1895 Nr. 15) hebt es Fritz Mauthner als besonders verdienstlich hervor, daß ich immer wieder auf den Gegensatz von Christentum und Altertum hinweise; es werde, meint er, bald deutlich, daß ein ehrlicher Christenglaube und das Dogma vom klassischen Altertum unverträglich seien, daß ein gläubiger Christ ohne Heuchelei nicht Altertumschwärmer sein könne. In gleicher Weise findet die Kieler Zeitung (vgl. S. 4) durch mein Buch die unglückselige synkretistische Praxis gerichtet, die in dem naiven Glauben lebt, daß klassische Bildung und unverfälschtes Christentum neben einander bestehen können. Eben dies aber ist nun auch der Boden, auf dem die Mißverständnisse emporgeschossen sind, und zwar nicht nur bei den Herren Zielinski und Ohlert, sondern auch bei Blättern, die sich mit vollem Rechte der allgemeinen Wertschätzung erfreuen. Das Pädagogische Archiv (1895 Nr. 2) findet es nur folgerichtig, wenn ich als Ergebnis meiner Untersuchung die unumwundene und unbestrittene Wiedereinsetzung der christlichen Lehre in den Mittelpunkt unserer erzieherischen Wirksamkeit verlange. Die Jahresberichte meinen, die Art, wie ich dem Vergänglichen des Dogmas vom klassischen Altertum das ewig Bleibende des Christentums gegenüberstelle, spreche nicht dafür, daß ich meine Ansicht von der zeitlich beschränkten Berechtigung eines Dogmas auch auf den Lehrinhalt der Kirche auszudehnen gesonnen sei; positives Christentum, wie ich es vertrete, möchte denn doch ohne einen stärkeren Zusatz humanistischer Weltanschauung etwas Einseitiges und allzu Befehrungseifriges in sich schließen. In der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik bemerkt der uns bereits bekannte Herr Löschhorn, meine Forderung, der Religionsunterricht solle den Mittelpunkt bilden, sei be-

reits von Heiland, aber mit viel besserer Begründung ausgesprochen, und überdies (hier erinnern wir uns wieder Ohlerts) würde schon der konfessionelle Religionsunterricht der Durchführung dieser Maßregel unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen. In ähnlicher Weise kann die Post nicht begreifen, wie fortan der Religionslehrer die Leitung der deutschen Aufsätze und Vorträge solle übernehmen können, da er im Religionsunterrichte doch nur mit den Schülern seiner Konfession zu thun habe; die Leipziger Zeitung teilt dies Bedenken, im übrigen aber ist es durchaus auch ihr Wunsch, daß die christliche Welt- und Lebensanschauung unsere höheren Schulen beherrsche, und sie ist mir für manches in diesem Sinne gesprochene Wort aufrichtig dankbar. Im Gegenseite hierzu ist die Kölnische Zeitung (1894 Nr. 602) durch meine Forderungen, wie sie diese versteht, aufs äußerste in den Harnisch gebracht. Sie müsse, meint sie, meine Forderung in ihrer ganzen Gefahr hinstellen, denn sie zeige uns mit erschreckender Offenheit, wohin die orthodoxe Gesellschaft, die das Heft wieder in den Händen zu haben glaube, steuere. „Man meint,“ fährt sie fort, „einen der ultramontanen Parteiführer reden zu hören, wenn es über das böse, weltverderbende Treiben der liberalen Theologie hergeht.“ „Was wird sich,“ heißt es später, „die ultramontane Gesellschaft über einen solchen Helfershelfer freuen: der selige Windthorst könnte hier mehr als sein ganzes Schulprogramm von protestantischer Seite wieder aufgenommen sehen.“ Der Fränkische Kurier (1894, 30. Dez. Nr. 104) endlich scheint auf den ersten Blick dasselbe herausgelesen zu haben, denn er meint, meine Forderung passe allerdings ganz ausgezeichnet in gewisse Anschauungen hochstehender Berliner Kreise, doch er fügt sofort hinzu, in Wahrheit sei das, was ich Religion nenne, ein ganz anderes, philosophisch vertiefteres Ding, . . . eine Religion der Humanität. Damit ist mir der Übergang zu denjenigen Anzeigen gegeben, die mich im Gegenseite zu den vorher genannten verstanden haben; als erste nenne ich die Kölnische Volkszeitung (1894 Nr. 570). Sie verwendet meine Resultate natürlich in ihrer Weise und bedauert es zunächst, daß Janssen den heftigsten Widerspruch erfuhr, als er mit manchem alten Märchen aufräumte und den verderblichen Einfluß vieler Humanisten auf Religion und Sitte nachwies. Hierauf fährt sie fort: „Um so erfreulicher ist es, daß auch in diesem Punkte die Wahrheit in immer weitere Kreise einzudringen beginnt;“ indem sie sich damit zu meinem Buche wendet, rühmt sie mir nach, daß ich „schon über das Mittelalter und sein Verhältnis zum Humanismus trotz mancher Irrtümer mit seltener Unbefangtheit“ urteile.

Dem entsprechend führt D. Willmann im Oesterreichischen Litteraturblatt (1894, Nr. 18) zunächst meinen Satz an, nichts sei verkehrter als nur von der Finsternis und Barbarei des Mittelalters zu

reden; er beruft sich dann darauf, daß ich von den tiefsinnigen, großartigen Schriften der Kirchenväter gesprochen, und fährt schließlich fort: „Mit dieser Würdigung der christlichen Wissenschaft steht es im Einklang, wenn der Verfasser die liberale protestantische Theologie eine der unerquicklichsten Erscheinungen der Zeit nennt.“ Er führt hierauf meinen Satz an, die echtchristliche Sittlichkeit sei mit der Weltflucht und Transcendenz, der Kirche und dem Mönchstum untrennbar verknüpft, und bemerkt: „Liest man diese wahren und treffenden Aussprüche, so möchte man das Motto des Buches vergessen.“ Schon durch diesen Nachsatz freilich werden wir darauf vorbereitet, daß er mein Buch richtiger verstanden als die Kölnische Zeitung, und so wirkt er mir denn auch von seinem Standpunkt aus durchaus konsequent den Mangel an Verständnis für das Wesen der Religion und des Dogmas vor. Daß ich, heißt es zuletzt, reichlich für gründliche Enttäuschung Sorge, habe vor allem in meinem Festhalten an Hegel seinen Grund, dieser aber fuße wesentlich auf den Neuplatonikern und habe das Verdienst, sie aus der Vergessenheit gezogen zu haben. So gar viel also, verehrter Freund, ist mit einem derartigen ultramontanen Verständnis nicht gewonnen, leider überwiegt aber auch bei den übrigen der Widerspruch.

Dem Ihnen bereits vorgestellten Herrn Dpiz, der in den Blättern für literarische Unterhaltung sein Wesen treibt, ist beim Lesen meiner Forderungen der Gedanke gekommen: „Grau, Freund, ist alle Theorie.“ Er mahnt daher, an der Pflege kindlicher Frömmigkeit und Gottesfurcht in den Schulen festzuhalten, denn es sei einfach nicht wahr, daß diese nicht neben der Begeisterung für das Altertum bestehen könne. Bestehen, erwidere ich, kann allerdings, wie ich z. B. an Fr. A. Wolf nachgewiesen habe, das sich gegenseitig Ausschließende sehr wohl in jemandem neben einander; es fragt sich nur, welche Rückschlüsse daraus auf die geistigen Qualitäten derartig friedfertiger Köpfe zu ziehen sind; so mag immerhin auch bei Herrn Dpiz die kindliche Frömmigkeit mit seiner Begeisterung für das Altertum Hand in Hand gehen, es ist nur schade, daß ihn, wie das verhunzte Citat zeigt, diese Begeisterung für das Alte gehindert hat, sich um die neueren Klassiker gebührend zu kümmern. Die Schwäbische Kronik (1894, Nr. 204) bedauert es, daß ich mich um die ziemlich allgemeine Ansicht, daß Hegels Standpunkt heutzutage überwunden sei, nicht weiter kümmere; ich wisse, meint sie weiter, über die nähere Form und Inhalt der Zukunftsreligion so wenig Greifbares zu sagen, daß sie vorschlagen möchte, die Sache vorläufig lieber beim alten zu lassen, mindestens so lange, bis das von mir erhoffte religionsphilosophische Genie des 20. Jahrhunderts zur Welt geboren sei. „Der Leser,“ damit schließt sie, „scheidet von dem Buche, das er mit frohem Mute zu lesen begonnen, mit ziemlich enttäuschten Hoffnungen und sieht mit aufrichtigem Bedauern, wie ein Mann von so viel Gelehrsamkeit und

Idealismus, je mehr er sich dem Ziele seiner mühevollen Arbeit nähert, um so mehr auf Irrwege und in das Reich der wesenlosen Träume sich verliert.“ Auch die Zukunft beklagt es, daß ich an eine Philosophie der Geschichte im Sinne Hegels glaube; ich verliere mich, meint sie, in um so größere Unklarheit, als ich am Ende den Philologen in der Schule wieder durch den Pastor ersetzen wolle, freilich durch den Pastor einer Religion der Zukunft; da müßten denn, so schließt sie, alle Schulreformen warten, bis wir eine neue Religion besäßen. Auch die mir sonst überaus wohlgesinnte Bohemia meint, ich schieße über das Ziel, und da mein Schulplan (auf die Religion der Zukunft gegründet sei, so fehle zu seiner Durchführung die allererste und notwendigste Voraussetzung. Für Munder ist mein Verlangen, die Philosophie Hegels in Religion umzuwandeln, eine Utopie; eine Philosophie, ruft er verwundert aus, die sich heute längst überlebt hat, die im modernen Geistesleben nahezu keine Rolle mehr spielt, deren strikte Anhänger fast kopfweise zu zählen sind, soll jetzt noch in eine Form gebracht werden, die sie allen, auch den Kindern, zugänglich macht! Döring meint im Literarischen Centralblatt (1894, Nr. 19), so trefflich und interessant im ganzen der historisch-kritische Hauptteil sei, so sehr werde der Epilog durch meinen singulären subjektiven Standpunkt beeinträchtigt; er kommt später noch einmal, in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (108. Band), ausführlich, überaus dankenswert und Herrn Löschhorn, ohne ihn zu nennen, gründlichst heimleuchtend, auf mein Buch zurück. Gleich im Anfange tritt er dem Mißverständnis entgegen, als sei ich „der reine Stöckerianer,“ und als erkenne ich in der orthodoxen Gläubigkeit die einzig wahre Position; auch hier wieder bezeichnet er das von mir entworfene Bild der Entwicklung des Dogmas als im ganzen zutreffend, auch hier freilich gilt ihm als meine eigentliche Achillesferse mein philosophischer Standpunkt und die Forderung, diesen als den für eine künftige Volksmetaphysik ausschließlich geeigneten und berechtigten in Geltung gesetzt zu sehen. Hier, meint er, sei ich nicht nur individuell Vertreter eines Standpunktes von sehr fragwürdiger Berechtigung, sondern auch tyrannischer Utopist, der alle Menschen unter einen Hut, unter meinen Hut bringen wolle. Nach allem dem werden Sie nun auch wohl nicht überrascht sein, wenn ich Ihnen mitteile, daß ich mit meiner Forderung selbst die Zustimmung der Grenzboten und der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik nicht gefunden habe, und doch vermag ich zunächst wenigstens einige mir näher Stehende namhaft zu machen. Gustav Engel in der Bossischen Zeitung (1895, Nr. 243), der uns leider entrissene, ebenso tief sinnige Philosoph als feinsinnige Musikkritiker, ist im Prinzip mit mir einverstanden und teilt mit mir den Wunsch, daß es den Vertretern der Philosophie gelingen möge, so weit sich über die Grundlagen ihrer

Wissenschaft zu einigen, daß die Möglichkeit einer vollstümlichen, auch auf den niedrigeren Stufen der Schulbildung verständlichen Weltanschauung daraus hervorgeht. Salomon Reinach meint in der *Revue critique*, man könne meinem Programm vorwerfen, übertrieben, aber nicht vag zu sein. Die Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen sehen in meinem Verlangen den Hinweis auf einen der Mängel unseres Unterrichtssystems, welche der Reform der Zukunft harren; sie erblicken für die Entwicklung des jugendlichen Geistes darin eine erhebliche Schwierigkeit, daß der Widerspruch, in dem die Weltanschauung unserer größten Denker und Dichter vielfach mit dem üblichen Religionsunterrichte steht, in der Schule in der Regel ignoriert und der Ausgleich der Zukunft überlassen wird. Es wäre, schließt die Zeitschrift, eine besondere Aufgabe, die Möglichkeit der von mir verlangten Umbildung der Religion und das Verhältnis der Philosophie zur Religion überhaupt in Erwägung zu ziehen, freilich scheint auch ihr, ähnlich wie der Zukunft, die Aussicht auf ein kommendes Genie kaum viel dazu beizutragen, die gegenwärtigen Schwierigkeiten des Gymnasialunterrichts in dieser Richtung zu heben. Schneidewin meint zwar, ich sei in meinen positiven Vorschlägen zum Teil sehr verwunderlich, aber es sei tiefsinnig und habe Hand und Fuß, wenn ich die Religion zum Mittelpunkte des Unterrichts erhoben sehen wolle; auch sei es nicht ganz so unverständlich, wie es den meisten scheinen werde, wenn ich unter Religion eine neue Religion verstehe, zu der ein noch zu erwartendes Genie die Hegelsche Philosophie umwandeln solle.

Durch diese mir näher Stehenden ist nunmehr wohl der Boden hinlänglich bereitet, daß ich es wagen darf, an eine Begründung meiner Forderung zu gehen. Darüber, daß ich weder auf Windthorst noch Stöcker schwöre, brauche ich wohl ebensowenig ein Wort zu verlieren, wie darüber, daß ich mich nicht deswegen gegen die Liberalen erhebe, weil sie mir zu weit, sondern weil sie mir nicht weit genug gehen. Zunächst scheint freilich alles auf das Urtheil über Hegel anzukommen. Hätten Muncker und die Schwäbische Kronik recht, daß Hegel als längst überwundener Standpunkt anzusehen sei, so wären natürlich auch die von eben diesen für mein Buch gezogenen Schlüsse berechtigt. Aber wie steht es denn thatsächlich mit Hegels Vernichtung? Noch immer, so lange es eine Geschichte der Philosophie giebt, ist ein epochemachender Philosoph nur durch einen anderen epochemachenden überwunden worden. Wo aber ist, frage ich, unter den angeblichen Hegelüberwindern auch nur einer, der dem Philosophen an Bedeutsamkeit zu vergleichen wäre? Nach Hegel ist überhaupt nur ein einziges philosophisches Genie erschienen, welches hier genannt werden könnte, nämlich Feuerbach. Wer diesem in seiner Bekämpfung Hegels und zwar des Metaphysikers folgt, mit dem will ich nicht rechten; er sei aber

dann so ehrlich und konsequent, sich auch in die Gefolgschaft von Feuerbachs Nachfolgern zu begeben, dies aber ist zuerst Bakunin, und dies sind sodann Caserio und Lucheni. Und von den übrigen Hegeltöttern ist etwa, was das Epochenmachende angeht, Loge oder Wundt irgendwie neben Hegel zu nennen, und steht nicht E. v. Hartmann ihm unendlich näher als die meisten ahnen, ja als er zuerst wohl selbst geahnt hat? Und wenn andererseits von der verschwindend kleinen Zahl gesprochen wird, die etwa noch zu Hegel steht, so brauche ich einerseits nur an das Schicksal von Plato und Aristoteles oder auch der Nibelungen und Shakespeares zu erinnern, um zu zeigen, daß aus momentaner Verdunkelung nicht auf Erlöschen des Lichtes zu schließen ist, andererseits weise ich, wie auch immer der Autor sich zu Hegel stellen mag, auf Runo Fischers Monumentalwerk, die Geschichte der Philosophie, hin. Dieses Buch ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen; es ist aber vom ersten Bande an nichts weiter als die Wegbahnung Hegels, und bis jetzt soll der noch auftreten, der dieses Monumentalwerk in dieser seiner Gesamtwirkung widerlegt hätte; daneben kann ich auch noch auf die zweite Auflage des Systems der Logik und Metaphysik hinweisen. Doch Hegel oder nicht Hegel; gerade die Erwähnung von Fischers Geschichte giebt mir Anlaß, wieder auf mein Buch zurückzukommen. Auch dieses ist ja historisch, ist die Darlegung einer geschichtlichen Entwicklung; wer also das Ende, das Resultat angreift, darf nimmermehr, wie dies meine Gegner gethan haben, dieses Resultat für sich allein betrachten und bekämpfen, sondern immer nur im Zusammenhange und als Ergebnis des Vorhergehenden; Cauer hat sich zwar nicht nur gegen meine geschichtliche Darstellung erklärt, sondern auch einiges zur Begründung seines Vorwurfes vorzubringen versucht: Sie entsinnen sich, wie dieser Versuch völlig mißglückt war.

Ich habe gezeigt, daß bereits mit Luther die Aufhebung des klassischen Christentums beginnt; hier wenigstens, richtiger freilich gleich im Anfange, wäre der Hebel anzusetzen und zu beweisen gewesen, daß entweder das nicht klassische Christentum sei, was ich als solches hinstellte, oder daß Luther diese Grundfeste unerschütterter ließ, oder endlich, daß ich weder mit dem einen noch dem andern das Richtige getroffen; eben diese Aufgabe erwuchs dann für die folgenden Zeiten. Daß also mein Buch über den Unterricht hinaus einen weiteren Kreis umspannt, wird auch hier wieder klar; bei der Wichtigkeit dieser Frage jedoch für den Unterricht will ich das über die Religion noch zu Erwähnende lediglich mit Beziehung auf den Unterricht vorbringen. Es ist zunächst, so führte ich im Buche aus, die eigentümliche Thatsache nicht abzuleugnen, daß der Religion nach wie vor scheinbar die alten Ehren erwiesen werden, und daß demjenigen nicht bloß der Religionsunterricht entzogen, sondern die Pforten der Schule überhaupt verschlossen werden würden

der es unternehmen wollte, im Religionsunterrichte von dem, was ich der Kürze wegen offizielles Christentum nenne, in der Weise abzuweichen, daß er z. B. über die Dreieinigkeit, die Wunder, die übernatürliche Geburt Jesu, die Auferstehung, die Himmelfahrt im Sinne der modernen Wissenschaft sprechen, eben damit aber die Bedeutsamkeit der christlichen Hauptfeste vernichten wollte. Nun aber vergleiche man mit dieser hohen Stellung die thatsächliche Geltung des Religionsunterrichtes: sie ist fast gleich Null; bei den Verjekungen wird wohl nach der Reife im Lateinischen oder Griechischen gefragt, oder, wenigstens in den oberen Klassen und falls der Direktor nicht vorsündflutlich ist, nach der im Deutschen, auf den Realanstalten nach der in den Naturwissenschaften und der Mathematik; die Religion existiert aber für diese Frage, obschon sie in den Zeugnissen immer noch an der ersten Stelle paradiert, ebensowenig wie das sich mit der letzten Stelle begnügende Turnen. Da wird denn zur Begründung dieser Degradierung u. a. auf Grund der Lessing'schen Toleranz die Verschiedenheit der Konfessionen ins Feld geführt. Ich habe dem, was ich im Buche über diesen Hinweis und auch über die Toleranz gesagt, nichts Neues hinzuzufügen und fasse es nur dahin zusammen: einer Religion, einer Konfession, die sich mit einer derartigen Aschenbrödelrolle begnügt, ist die rechte Zuversicht zu sich selbst abgegangen; aut Caesar aut nihil: so lange überhaupt noch verschiedene Bekenntnisse existieren, muß jedes einzelne sich als das ansehen, in dem allein Heil ist, dem gegenüber alle andern im Blinden tappen. Der Katholicismus ist auch hier konsequenter als der Protestantismus, es sind ihm nur glücklicher Weise die Flügel arg zugefugt. Ebenso habe ich auch gezeigt, daß mit einem allgemeinen Brei, wobei die Verschiedenheiten der Konfessionen ignoriert und das ihnen etwa Gemeinsame betont wird, nichts anzufangen ist. Die Religionen und Konfessionen sind ja nicht neben einander Entstandenes, also Gleichwertiges, sondern sie repräsentieren bestimmte Phasen in der Entwicklung der Menschheit, die eine ist eine höhere Stufe als die andere; wollte jemand auf die Unterschiede zu Gunsten einer Einheit verzichten, die aber um alles in der Welt nichts wesentlich Neues sein dürfte, denn dann hätten wir ja die von mir verlangte neue Religion, so wäre dies ebensoviel, als wollte jemand einen ähnlichen Verzicht oder eine ähnliche Gleichmacherei bei den Lebensaltern der einzelnen Menschen ins Werk setzen. So nebulos also, wie meine Rezensenten meinen, dürften schon nach dem Bisherigen meine Forderungen nicht sein; ich bitte aber auch noch Folgendes zu erwägen. Das Band, welches alle Einzelkenntnisse und Einzelwissenschaften umschlingt und zusammenhält, ist, wie wir schon früher sahen, weder die deutsche Sprache noch irgend eine Sprache der Welt, sondern es ist dies, so bemerkte ich jetzt zuvörderst, die Philosophie. Doch da erheben sich, was die Schule angeht, von der ich ja hier nur sprechen will, zwei

Schwierigkeiten: einmal, welche der überhaupt bestehenden soll gelehrt werden, zweitens, wie kann das Gemeingut der Jugend werden, zu dessen Verständnis selbst unter den Erwachsenen immer nur wenige Auserlesene dringen? Die Beantwortung der erstgenannten Frage wäre an sich nicht so gar schwierig; es brauchte nur ein Kultusminister das Herz zu haben, was dereinst Herr v. Puttkamer für die Orthographie hatte, und er brauchte nur zu dekretieren: hinfort wird die und die Philosophie gelehrt. Freilich käme es auf die Wahl des von allem relativ Besten an, doch sollte dies gerade hier so außer jedem Bereich der Möglichkeit liegen? und würde nicht, wenn nur einmal der erste beherzte Schritt gewagt ist, sich einerseits sehr bald herausstellen, daß mangelhafte Kost besser ist als gar keine, würden andererseits nicht die Mängel des Gewählten gerade durch die Rußbarmachung sich herausstellen, also den Weg zum Vollkommenen weisen? Doch es scheitert ja die Durchführbarkeit von vornherein an dem zweiten Punkte, an der Unmöglichkeit, die Jugend überhaupt, soweit es sich nicht um die ersten, darum aber wenig bedeutsamen Elemente handelt, mit philosophischer Kost aufzuziehen. Da nun eben komme ich mit meinem Verlangen: also muß die Philosophie in Religion umgeschmolzen werden; sie muß eine Form erhalten, die sie ebenso allgemein zugänglich macht und ihr den Siegeszug durch die Welt sichert, wie dies ehemals das Verhältnis des Platonismus und des Christentums zeigte. Schon für jeden, der unsere deutsche Dichtung, in erster Linie Goethe, wirklich versteht, liegen die Reime dieser neuen Religion offen zu Tage; wer nun vollends sich in Kant und Fichte versenkt, von den beiden Nachfolgern gar nicht zu sprechen, dem muß sich mit derselben Notwendigkeit, die den Astronomen zwingt, das Erscheinen eines bestimmten Sternes vorauszusagen, die Überzeugung aufdrängen: aus unserer Dichtung und Philosophie entwickelt sich in nicht zu ferner Zeit, in der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts, die neue Religion.

In meinem Buche habe ich mich nun aber nicht bloß mit diesem Allgemeinen begnügt, sondern ich habe ausdrücklich auf drei Dienste hingewiesen, die uns diese Religion ebenso gewiß leisten würde, wie wir sie jetzt vermissen. Von dem ersten, sie würde uns die ersehnte Einheit der verschiedenen Unterrichtsfächer geben, habe ich bereits gesprochen, und ich will hier nur nochmals auf Comenius verweisen, der natürlich zu seiner Zeit keine neue Religion verlangen konnte, dafür es aber beklagt, daß die Künste und Wissenschaften immer nur bruchstückweise gelehrt würden, und der dafür nicht Sprachen, dazu war er zu genial, sondern eine Encyclopädie verlangt, in der alles aus der gemeinsamen Wurzel entspringe. Für jeden sodann, dem das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, besteht kein Zweifel, daß die einseitige Ausbildung des Intellekts, wie sie jetzt zur Herrschaft gelangt ist, zu den Grundschäden unseres

gegenwärtigen Unterrichtswesens gehört; die Herbartianer haben zwar erziehenden Unterricht auf ihre Fahne geschrieben, aber in Wirklichkeit ist alles beim alten, ist alles nur Theorie geblieben; es kann dies, füge ich hinzu, auch gar nicht anders sein, denn die Ethik kann nur in der Religion wurzeln, die Herbartianer können aber, wie z. B. D. Willmann zeigt, in allem anderen eher ihre Stärke suchen als im Verständnis der Religion. Doch wir fragen nicht nur nach dem, was da sein soll, sondern ebenso nach dem, was da ist, nach dem letzten Grunde alles Seienden; als drittes also zur Unterweisung im Ethischen und dem grundlegenden Encyclopädischen kommt die Metaphysik hinzu, natürlich wird auch hier eine für die Jugend faßbare Form zu finden sein. Der Inhalt dieser Metaphysik würde das zu ersetzen haben, was jetzt die mosaische Schöpfungsgeschichte und eine Dogmatik geben, die in schroffem Gegensatz zur Weltanschauung unserer Dichter und Denker steht.

In diesen Darlegungen bitte ich Sie, ebenso den eigentlichen Ursprung und die treibende Kraft meines Buches zu erblicken wie das Endziel, dem alle Einzeluntersuchungen zustreben. Meine Forderungen sind allerdings, wie bereits angedeutet, augenblicklich so wenig durchführbar, daß mein Buch nach dieser Seite hin gar keinen Vergleich mit dem um so viel praktischeren Paulsen aushalten kann. Dieser hat es für gut befunden, seinen Dank für meine Kritik seines Buches in der zweiten Auflage damit abzustatten, daß er mich überhaupt nicht erwähnt; ich lebe aber trotzdem der Überzeugung, daß gerade meine für die Gegenwart undurchführbaren Forderungen dem Buche ein längeres Fortleben sichern, als dem seinen, das bereits seine Dienste gethan, daß man, wenn nur erst die religiöse Frage wieder in Fluß kommt, mich ebenso auf Grund meiner früheren Schriften wie dieser letzten als denjenigen bezeichnen wird, der Hegels Bedeutung für die Religion zum ersten Male richtig erkannt hat; daneben wird man als den Erfolg des letzten Buches speziell den Nachweis der sich hieraus für die völlige Neugestaltung des Unterrichtes ergebenden Folgerungen ansehen.

Siebenter Brief.

Gestehe ich mit dem am Schluß meines vorigen Briefes Bemerkten allerdings selbst ein, daß gerade das, worin ich das Charakteristische und Wichtigste meines Buches erblicke, erst in der Zukunft verwirklicht werden kann, so folgt daraus doch nicht, daß ich der Zukunft beistimme, die aus meinen Darlegungen den Schluß zieht, es müßten nun alle Schulreformen warten, bis wir eine neue Religion besäßen; es habe also, interpretiere ich weiter, die Gegenwart überhaupt nichts Wesentlichen meinem Buche zu entnehmen. Dem gegenüber bemerke ich jedoch zunächst, daß mein Buch sich ein weiteres Ziel als den Unterricht und die Schule steckt und auch insofern über Paulsen hinausweist: es handelt sich für mich um die Klassizität des Altertums überhaupt. Ich habe nachgewiesen, wie zunächst das Zeitalter des Humanismus und der Reformation im Altertum das Reinmenschliche verkörpert sah, man aber damals noch weit davon entfernt war, dieses Reinmenschliche derart auf den Thron zu erheben, daß das ihm gegenüberstehende Göttliche verdrängt wurde; es stellte sich dies im Gegenteil von den Anfängen des Christentums her ihm dualistisch gegenüber. Im Zeitalter Goethes sodann entfaltete sich das Menschliche, welches schließlich in Hegels Begründung der Freiheit gipfelte, immer herrlicher, und das ihm ehemals dualistisch in Sonderexistenz entgegenstehende Göttliche verschwand, man gab sich aber daneben der vom Zeitalter des Humanismus her überkommenen und bis in unsere Zeit fortwirkenden Illusion hin, das Reinmenschliche sei bereits im Altertum Fleisch geworden, verfiel also derselben Irrung, wenn anders etwas weltgeschichtlich Notwendiges eine Irrung sein kann, wie damals, als man das Göttliche für fleischgeworden erachtete. Gleichzeitig mit dieser Verehrung des Altertums fing man auch an, von ihm schlechtweg als dem klassischen zu sprechen: eins steht und fällt mit dem andern.

Als zweites Resultat meines Buches, das nicht erst in der Zukunft seine Verwirklichung verlangt und ebenso eine Folge meiner Unterscheidung von Sach- und Sprachunterricht wie der Nichtklassizität des Altertums ist, bezeichne ich meine Erörterungen über das Wesen der Philologie; ich bediene mich zusammenfassend der Worte meines Buches. „Diejenigen Wissenschaften,“ schrieb ich, „welche uns das Verständnis des Altertums

allseitig erschließen, sind die Philosophie und die Geschichte; wird vom Inhalte der uns vermittelt der Sprache überlieferten Denkmäler abstrahiert und nur die Sprache als solche betrachtet, so tritt die der Philosophie und der Geschichte zunächst dienstbare Sprachwissenschaft beiden als selbständige Wissenschaft gegenüber, mit dem Namen Philologie endlich ist nur die lediglich dienstbare Prüfung der Urkunden zu bezeichnen.“

Wenn ich nun drittens und letztens nach den Ergebnissen meines Buches für die Schule der Gegenwart frage, so liegt das erste, daß nämlich die alten Sprachen nicht wie bisher immer noch den Mittelpunkt des gymnasialen Unterrichts bilden dürfen, so sehr auf der Hand, daß ich an dieser Stelle nur noch die von mir gegebene und über meine Vorgänger hinausweisende Begründung anzuführen habe, daß nämlich zu diesem Mittelpunkt keinerlei Sprachunterricht, am wenigstens fremdsprachlicher, geeignet ist, und daß zweitens die Wertschätzung des Altertums eine andere geworden und ihm der Nimbus der Klassizität geraubt ist. Wohl aber erscheint es erforderlich, auch hier wieder es unumwunden auszusprechen, daß ich, wie ja auch einige Rezensenten hervorhoben, hinsichtlich der Schulfrage im Vergleich zu gewissen radikalen Heißsporneu konservativer bin, als der Titel meines Buchs erwarten läßt. Ich verlange nämlich zuvörderst für die höhere Schule nicht nur das Lateinische, sondern auch das Griechische als obligatorisch; von einer Ersetzung dieser Sprachen durch die französische oder englische oder beide kann für mich keine Rede sein. So gewiß wir uns von der bisher üblichen Überschätzung der antiken Litteratur zu befreien haben, so wenig dürfen wir doch dazu herabsinken, sie vom banausischen oder hypermodernen Standpunkte aus zu unterschätzen. Eines Homer kann, wie ich bereits im Dogma andeutete, sich keiner der Späteren rühmen, und wenn auch Shakespeare alles in allem ein gewaltigerer und für uns bei weitem wichtigerer Dramatiker ist als Sophokles, so wüßte ich doch andererseits kein einzelnes Drama des Britten zu nennen, welchem ich den Vorzug vor der Antigone gäbe. Nicht zum wenigsten endlich fällt die Thatsache ins Gewicht, daß unsere Kultur zwar ihrem Gehalt, ihrem eigentlichen Wesen nach aus dem Christentum erwachsen, dieses selbst aber durch und durch mit heidnischen Elementen durchtränkt erscheint, und zwar ist hier, ich erinnere nur an Plato, das Griechische bedeutender als das Lateinische. Eben dies führt mich auf den zweiten, den Ausschlag gebenden Punkt, nämlich die Vergleichung der Sprachen als solcher, unabhängig vom Inhalte, von der Litteratur, der Lektüre. Wohin wir auch in unserer eigenen Sprache blicken: überall stoßen wir da auf so viele und so bedeutende Spuren der antiken, daß ein mehr als oberflächliches Verständnis ohne die Kenntnis der alten Sprachen in keiner Weise zu erringen ist; nicht bloß dies: die Sprachkenntnis wird hier zur Sachkenntnis: indem ich der ursprünglichen Bedeutung des Fremdwortes

nachgehe, erhalte ich eine neue Vorstellung vom Inhalte des damit Bezeichneten. Ich kann natürlich wissen, was eine Bibliothek ist, ohne griechisch zu verstehen, eben dies gilt von Bibel, Apotheke, Apostel, Hypothek, Hypothese u. a.; nur die Kenntnis des Griechischen aber lehrt die Abstammung dieser Wörter, also auch die eigentliche Bedeutung und die Verwandtschaft unter einander, fördert also ebendamit meine Sachkenntnis. Es ist zweitens aber auch das längst bereits vorgebrachte Argument, daß ja das Französische auf dem Boden des Lateins erwachsen sei, keineswegs von der Hand zu weisen. Daß es für sich allein gelernt werden kann, unterliegt keinem Zweifel, und ich will mich auch nicht auf den unbestreitbaren, aber für diese Frage nichts beweisenden und längst nach dieser Seite hin charakterisierten Satz berufen, daß das Französische demjenigen leichter falle, der bereits lateinisch könne; doch Lernen und Lernen ist nicht immer dasselbe; auch die Kellner und Portiers haben, wie ich in anderem Zusammenhange bereits im Dogma ausführte, französisch oder englisch gelernt; wer aber möchte die Aufgabe der höheren Schule darin finden, ein derartiges Wissen zu übermitteln? Und so hängt auch der andere von mir noch vorzubringende Beweisgrund auf das engste mit dem Wesen der höheren Schule zusammen. Im Unterschiede von den übrigen sind die Gymnasien vorwiegend, wenn auch durchaus nicht ausschließlich, Vorbereitungsanstalten für die Universitäten, d. h. für die Wissenschaften; nun aber sind bis fast an die Schwelle unseres Jahrhunderts weitaus die meisten der wissenschaftlichen Werke in lateinischer Sprache geschrieben, an eine Vertiefung also in die früheren Perioden der Wissenschaften ist für den des Lateins Unkundigen nicht zu denken. Hier wäre nun auch noch der Ort, über die Reformgymnasien zu sprechen, als deren Charakteristikum ja „bekanntlich die Einführung des Französischen als der Anfangs-Fremdsprache an Stelle des Lateinischen“ erscheint. Was Ostendorf, auf den diese Schulen zurückzuführen sind, im ersten Teil der Beilage zum *Michaëlisprogramm* 1873 der Realschule erster Ordnung zu Düsseldorf über den Sprachunterricht überhaupt und insbesondere den im Deutschen und den alten Sprachen vorbringt, bewegt sich in ausgefahrenen Geleisen, und ich kann daher auf näheres Eingehen verzichten; wenn er freilich, um nur dies eine zu erwähnen, erklärt, in Goethes *Iphigenie* walte mehr griechischer Geist als im ganzen *Dvid* und *Virgil*, so sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß er weder die *Iphigenie* noch die Griechen noch die Römer versteht. Fragen wir nun aber nach den auf das Französische selbst bezüglichen Ausführungen, so weist Ostendorf zunächst darauf hin, daß die Knaben dem Französischen ein lebhafteres Interesse entgegenbringen als einer toten Sprache; er hebt sodann hervor, daß auf diese Weise eine gemeinsame Grundlage der Bildung für alle Klassen der Bevölkerung, auch für Knaben und Mädchen, geschaffen werde; er vergleicht endlich die Sprachen an und für

sich mit einander. Mit dem Interesse ist es eine eigene Sache. Natürlich ist es dem WC-Schützen amüsanter zu wissen, was heißt auf französisch Himbeere oder Kalbsbraten oder Kartoffel? was heißt Strumpf, Schuh, Droschke, Eisenbahn? als wie wird mensa dekliniert? und wie amo konjugiert? Allein so ganz geht es denn auch im Französischen, wenn wenigstens nur einigermaßen Gründlichkeit erreicht werden soll, ohne Grammatisches nicht ab, andererseits zweifelt wohl niemand, daß gerade in den untersten Klassen die Persönlichkeit des Lehrers, wenn auch nicht alles, so doch das Meiste und das Wichtigste ist; der kleine Junge bringt zunächst jedweden Neuen, also auch dem Lateinischen, Interesse entgegen; versteht es der Lehrer, dieses Interesse zu erhalten und zu steigern, so wird er auch im Lateinischen erfreuliche Resultate erzielen. Der zweite Punkt, die gemeinsame Grundlage, erledigt sich teils durch das von mir früher Bemerkte, daß nämlich überhaupt keinerlei Sprachunterricht, am wenigsten fremdsprachlicher, das Bindende sein könne, teils ist zu erwägen, ob nicht selbst unter der Voraussetzung, daß Ostendorf recht hätte, eine andere Frage wichtiger wäre, nämlich die nach dem Endzweck der höheren Schule, ob also nicht dieser Endzweck schon in den Anfängen klar und deutlich hervortreten, der Schüler demnach schon hier die Grundlage empfangen müßte, auf der er dann weiter zu bauen hätte. Hinsichtlich des dritten und letzten Punktes, der Vergleichung der Sprachen, kann ich auf die ausgezeichnete Schrift von Hermann Plank „das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel“ (Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachf. 1890) verweisen. Auch Plank zwar bringt im Anfange Unhaltbares vor und lehnt sich dabei an Oskar Jäger an, dem auch das Buch gewidmet ist, und von dem ich später noch sprechen will, bei weitem das meiste aber des dann Folgenden ist der höchsten Beachtung wert, sei es, daß Plank über den Wortschatz und Wortgebrauch spricht, sei es, daß er die Formenlehre oder Syntax einer Prüfung unterzieht.

Doch ich gehe ja noch weiter: ich verlange nicht nur im Unterschiede von den Reformern Latein und Griechisch, sondern ich erblicke auch den Mittelpunkt dieses altsprachlichen Unterrichtes in der streng systematisch und vorwiegend deduktiv zu lehrenden Grammatik, gestützt, füge ich hier hinzu, durch umfassende und gründliche Vokabelkenntnis und soviel als nur möglich erweitert durch die gar nicht hoch genug zu veranschlagende Etymologie und Synonymik. Mit dieser zweiten Forderung degradiere ich mich nicht nur in den Augen der meisten Reformen zu einem einsamen Hinterwäldler, der von der Welt draußen keine Ahnung hat, sondern trete auch in Widerspruch mit dem jetzt allgemein üblichen Feldgeschrei: Lektüre und abermals Lektüre! andererseits spreche ich damit freilich auch wieder aus dem Herzen so manches mich doch wahrscheinlich im übrigen perhorreszierenden Philo-

Logen. Handelte es sich nämlich wirklich bei diesem Unterrichte in erster Linie nicht um die fremde Sprache als solche, sondern um das in ihr Mitgeteilte, den Inhalt der Schriftwerke, die Lektüre, so könnten wir den fremdsprachlichen Unterricht überhaupt streichen, denn für die Schüler kann dieser Inhalt nicht bloß ebenso gut, sondern besser durch Übersetzungen vermittelt werden. Ich verweise nicht nur auf das in meinem Buche angeführte Urteil Goethes über den Wert der Übersetzungen, sondern auch auf die Thatsache, daß ja auch Goethe selbst und Schiller, denen doch wohl niemand nachsagen kann, daß ihnen das Altertum fremd geblieben, die Schriften der Alten im wesentlichen nur durch Übersetzungen kannten. Ich frage sodann, was hat gerade bei uns in Deutschland segensreicher gewirkt: die Urtexte der Bibel, Homers und Shakespeares oder die Übersetzungen? Ich bemerke endlich, daß der Satz, es könne überhaupt nicht übersetzt werden, allerdings ein Körnlein Wahrheit enthält, daß er aber, so allgemein ausgesprochen, ebenso schief ist wie die Behauptung, wenn der Botaniker das Wort Pflanze ausspreche, könne er vom Nichtbotaniker gar nicht verstanden werden, denn offenbar verbänden beide völlig verschiedene Vorstellungen mit dem Worte; für die Schule vollends besitzt dieser Satz nicht den mindesten Wert. Ja ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen und fragen, ob nicht auch beim Übersetzen der alten Schriftsteller die Benutzung guter gedruckter Übersetzungen gestattet oder gar empfohlen werden soll. Das Verbot, sich der Übersetzungen zu bedienen, ist thatsächlich eine fortwährend fließende Quelle der Unsitlichkeit. Wie viele Schüler mag es wohl heutzutage noch geben, insbesondere in den großen Städten, die nicht trotz dieses Verbotes zur Übersetzung greifen? Sie sind also nicht bloß ungehorsam, sondern täuschen den Lehrer; „man wird sich,“ sagt auch Berthes in dieser Beziehung, „der Überzeugung nicht verschließen können, daß die Tugend der Wahrhaftigkeit in der Scala der sittlichen Wertschätzung bei der Mehrzahl unserer Schüler eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt.“ Jeder verständige Lehrer, bemerke ich meinerseits weiter, wird zu verhüten wissen, daß dies Gestatten der Übersetzungen Oberflächlichkeit und Unsicherheit im Gefolge hat, denn er wird konstruieren und immer wieder konstruieren lassen, er wird unerbittlich auf Vokabellernen halten und sich fortwährend durch Fragen zu überzeugen suchen, ob der Schüler das von ihm Übersetzte sich nicht bloß äußerlich angeeignet, sondern wirklich verstanden hat. Den positiven, also wesentlicheren Nutzen der Übersetzungen erblicke ich schließlich darin, daß so dem Schüler in ganz anderer Weise als durch mühseliges Hinschleppen von Kapitel zu Kapitel mit einem Male das Litteraturwerk als Ganzes vorgeführt werden kann; aus dem Ganzen aber und Vollen heraus versteht er auch die Teile besser und hat ein ganz anderes Interesse an ihnen. Eben dies ist auch der eine Grund, warum ich vorher sagte, dem Schüler werde durch Übersetzungen der

Inhalt nicht bloß ebenso gut, sondern besser als durch die Originale übermittelt; der andere ist, worauf auch Trapp immer wieder zurückkommt, daß damit kostbare Zeit, die beim Enträtseln der Originale verloren geht, gewonnen wird.

Mein Verlangen, als Mittelpunkt des Sprachunterrichts auch fernerhin wie ehemals die streng systematisch zu lehrende Grammatik anzusehen, ergibt sich unmittelbar aus meiner Scheidung von Sprach- und Sachunterricht; als die erfolgreichsten Gegner der früher nicht zum Unfegen der Schüler geltenden Prinzipien haben wir zunächst die Vertreter des neu sprachlichen Unterrichts anzusehen; wollen wir jedoch dem Ursprunge des Übels nachgehen, so müssen wir weiter zurückgreifen. Und da ergibt sich zunächst die überraschende Thatsache, daß eben die, zu deren wesentlichsten Verdiensten die energische Betonung des echten Sachunterrichts gehört, zugleich durch ihre Nichtachtung des grammatischen Studiums verhängnisvoll geworden sind: die Philanthropen; aber auch hierbei dürfen wir nicht stehen bleiben, sondern müssen sie als Fortbildner einer Einseitigkeit des Comenius ansehen, und bei diesem wiederum war seine Stellung der Grammatik gegenüber nur ein Ausfluß seines auf Vaco zurückgehenden Prinzips: Induktion, nicht Deduktion! auch hier also kommt schließlich, genau wie bei den höchsten und wichtigsten Fragen der Menschheit überhaupt, alles auf die Frage: Vaco oder Descartes? an. Jenes Prinzip der Induktion ist natürlich, so bemerkte ich schon im Dogma, für die Naturwissenschaft als solche unentbehrlich, wemgleich auch hier da, wo es sich um die letzten Gründe handelt, keineswegs für sich allein ausreichend; allein daraus folgt zuvörderst nichts für die Schule, denn diese hat mit der Wissenschaft selbst nichts zu thun; auf den altsprachlichen Unterricht aber übertragen befördert es nur die Unsicherheit und Oberflächlichkeit. Was für die neueren Sprachen, gilt zunächst noch keineswegs eben deshalb für die alten; aber auch der Erweis, daß es für jene sich heilsam erwiesen, ist bis jetzt noch nicht erbracht: gerühmte, nach diesem Prinzip geschriebene Grammatiken sind nur verschlechterte Nachbildungen des Ploetz und bieten Angriffspunkte die Hülle und Fülle; ebensowenig ist erwiesen, daß die damit bei den Schülern erzielten Resultate auch nur mäßigen Anforderungen genügten. Bei der Größe der uns von dieser Seite her drohenden Gefahr sei es mir gestattet, mich auf A. Pinloche, den Autor der von der französischen Akademie preisgekrönten Geschichte des Philanthropinismus*), zu berufen. Nachdem er die Losung der philanthropinistischen Pädagogik: „Keine Arbeit mehr, kein Studieren, keine Langeweile mehr!“ als verderblich bezeichnet, bemerkt er, die empirische Methode beim Sprachunterrichte sei keine andere als die, eine fremde Sprache von einer Gouvernante zu

*) Deutsche Bearbeitung v. J. Kauschensels und A. Pinloche. Leipzig, J. Brandstätter. 1896. Vergl. meine Anzeige Nationalzeitung 1897, Nr. 333. 336.
Nerrlich, Nachwort.

lernen; diese aber befähige nie und nimmer, der fremden Sprache wirklich mächtig zu werden. Man berufe sich darauf, fährt er fort, daß diese Methode sich in keiner Weise von der Art unterscheide, in der das Kind die Muttersprache lerne. Doch er weist mit Recht dem gegenüber darauf hin, daß das Kind die Muttersprache von Anfang an in einer langen Reihe von Jahren von jedem, mit dem es in Berührung komme, höre, und daß es auf diese Weise nicht nur einen unendlichen Vorrat von Wörtern, sondern auch von Formen ansammle; bei dem Gouvernantenunterrichte dagegen, heißt es zuletzt, bekomme das Kind von der fremden Sprache immer nur so viel zu hören, als gerade die einzelne Gouvernante mit ihm spricht; von einem ausreichenden Vokabelschatz könne also ebensowenig die Rede sein wie von grammatischer Sicherheit, ja selbst von genügenden grammatischen Kenntnissen. Um nun aber nicht Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, bemerke ich zuletzt ausdrücklich, daß es mir ebensowenig einfallen kann, den alten Unfug wieder aufleben zu lassen, daß nun in diesem grammatischen Unterrichte vom Schüler alles das verlangt wird, was zur Kenntnis der Sprache überhaupt, d. h. also für einen Gelehrten, erforderlich ist, wie ich geneigt bin, die Lektüre überhaupt zu verbannen. Nicht verbannt, aber eingeschränkt soll die Lektüre werden; es wird sich also im Lateinischen als Zielsetzung des Gymnasiums um Cäsar, um einige der leichteren Schriften Ciceros, um einiges aus Ovid und Horaz handeln, im Griechischen um Xenophon, Homer und Antigone; und was die Grammatik angeht, so muß alleinige Richtschnur das für diese Lektüre Erforderliche sein. Eine Vergleichung der letzten Auflagen des Seyffert, Franke-Bamberg, Kügi mit den früher üblichen Grammatiken zeigt deutlich, welche Wandlungen im Laufe der Zeiten möglich sind; eben dies läßt aber auch hoffen, daß noch weitere Beschränkungen für ersprießlich erachtet werden dürften.

Ich wollte, verehrter Freund, in diesem Briefe von dem sprechen, was für die Gegenwart erreichbar ist; da stehe ich denn keinen Augenblick an, jetzt, nachdem ich mich über die von mir für wünschenswert und möglich erachtete Geltung der alten Schriftsteller geäußert, auch noch hinsichtlich des Deutschen die Forderung auszusprechen: es muß dies so lange, bis wir den von mir als den besten Sachunterricht hingestellten neuen Religionsunterricht haben, den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts bilden. Sie werden sicherlich mit mir darin weniger einen Widerspruch gegen das früher Bemerkte erblicken als vielmehr eine Art von Antinomie: Das früher Entwickelte galt eben nur unter einer bestimmten Voraussetzung; fehlt diese, so kann sehr wohl das dem Früheren Widerstrebende als das vorläufig allein Mögliche verlangt werden. Hier treffe ich allerdings mit Paulsen zusammen; doch erstens gehe ich, wie ja auch sonst, in der Begründung dieses Satzes meinen eigenen Weg, und zweitens habe ich in meinem Buche bereits gezeigt, daß auch

Paulsen sich keineswegs rühmen kann und sicherlich auch nicht will, etwas Neues vorgebracht zu haben. Ein von mir in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft am 8. Mai 1895 gehaltenen und nachher im Pädag. Archiv (1895, 37, 7) abgedruckter Vortrag: „Der deutsche Unterricht auf den Gymnasien und die neuesten Lehrpläne“ verbreitet sich ausführlich über das von mir als durchführbar Bezeichnete; ich begnüge mich an dieser Stelle, einzelnes modificierend, mit einer Zusammenfassung der Hauptpunkte. Das Deutsche ist, verlange und motiviere ich erstens, in allen Klassen als das Hauptfach zu behandeln, und demgemäß ist auch die Versetzung und die Aufnahme in eine neue Schule von der Reife im Deutschen abhängig zu machen und diese durch besondere schriftliche und mündliche Prüfung zu ermitteln. Schon von Quinta an, verlange und motiviere ich zweitens, ist an der Hand eines eingeführten Lehrbuchs systematischer Unterricht in der Literaturgeschichte zu erteilen. Die philosophische Propädeutik, so lautet meine dritte und letzte Forderung, ist nicht nur als obligatorisch wieder aufzunehmen, sondern zu dem auch früher schon verlangten, nämlich den Elementen der Logik und Psychologie, muß Geschichte der Philosophie in ihren Hauptzügen und die bereits von Hiecke empfohlene Enzyklopädie der Schulwissenschaften sowie im Anschlusse daran eine allgemeine Belehrung über Inhalt und Aufgabe der Universitätsstudien hinzukommen.

Achter Brief.

Nachdem ich auf diese Weise Angriffe zurückgewiesen und Erläuterungen oder Ergänzungen meines eigenen Standpunktes hinzugefügt, will ich jetzt in meinen letzten beiden Briefen den historischen Teil meines Buches dadurch ergänzen, daß ich zunächst die Stimmen einiger besonders charakteristischer Anhänger des Dogmas, die dort keine Stelle fanden, auf ihre Bedeutsamkeit prüfe; den Abschluß sollen diejenigen bilden, die ich nach dieser oder jener Seite hin zu den das Dogma Bekämpfenden rechne. Ich beginne die Reihe der Erstgenannten mit Oskar Jäger und Theobald Ziegler, um mich dann zu U. v. Wilamowitz-Möllendorf und Schneidewin zu wenden.

Wie fern es mir liegt, das Ursprüngliche und Erfreuliche an Jägers Wirksamkeit irgendwie zu verkennen, ist aus der Anzeige, die ich seinem letzten Buche gewidmet habe*), zu ersehen; an dieser Stelle führe ich nur seine Bemerkungen über die Bedeutsamkeit der Grammatik und die Überschätzung der Methode an. Doch ebenda überwog leider das Zurückweisende, und auch eine Prüfung von Jägers übrigen Schriften führt zu keinem anderen Resultate. So wenig ich mich zu den Anhängern Herbarts rechne, so unsympathisch berührt mich doch die Art von Polemik, mit der Jäger den Philosophen und seine Schüler als Pharisäer, Scholastiker, Vertreter der Pädagogik großer Worte u. s. f. verfolgt; sie kommen freilich noch glimpflich weg, wenn wir hören, daß Jäger überhaupt alle die, welche seinen eignen Standpunkt, d. h. das starre Festhalten am Alten und Abgestorbenen, nicht teilen, als Zeitungsschreiber, Dilettanten, Charlatane, Streber, Barbaren zu brandmarken sucht, wenn er, ebendarnit seine eigene historische Ignoranz brandmarkend, behauptet, alle diese hätten der Ration den ungeheuren Bären aufgebunden, sie sei mit ihrem Schulwesen unzufrieden, wenn er endlich die ehemals dem Kultus-

*) Im Zeitgeist (1898, Nr. 38, 39), dem Beiblatt des Berliner Tageblatts, habe ich Jägers: Lehrkunst und Lehrhandwerk (Wiesbaden 1897 E. G. Kunze) besprochen. Vergl. dazu: Aus der Praxis 1883. Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform. 1889. Pro domo. (Berlin, Seehagen. 1894).

minister vorgelegte Petition um durchgreifende Schulreform als eine Intrigue des Realschulmännervereins hinstellt und diesen Verein dann für etwas Grundschlechtes erklärt, weil er auf dem Wege der Agitation für eine bestimmte Art von Schulen Klamme mache. Daß nun Jäger, nachdem das persönliche Eingreifen Kaiser Wilhelms ihn überzeugt haben konnte, daß denn auch noch von anderer, nicht so ganz zu unterschätzender Seite her den Reformbestrebungen Teilnahme entgegengebracht wurde, die Ergebnisse der auf Veranlassung des Kaisers berufenen Konferenzen mit dem Unglück von Jena und mit der Niederlage am Trasimenischen See verglich, ist begreiflich und verrät eine Ehrlichkeit, einen Mut, dem ich selbst so wenig als sonst wohl jemand aufrichtige Hochachtung versagen kann; weniger begreiflich schon ist es, wie grade Jäger bei der dem Fürsten Bismarck dargebrachten Huldigung zum Sprecher erwählt werden konnte, derselbe Jäger, der zu dem bereits Erwähnten ganz offen eingestanden hat, sein gymnasialer Standpunkt decke sich mit dem Windthorst's.

Sehen wir nun, in welcher Weise Jäger diesen seinen Standpunkt verteidigt, so finden wir als Angelpunkt die Erklärung, es sei das Wesen des Gymnasiums, durch Wissenschaft zur Wissenschaft zu erziehen; der Gymnasiallehrer sei Diener der Wissenschaft, und sein Amt sei, Wahrheit suchen zu lehren. Doch dem gegenüber darf ich sofort fragen: welche Aufgabe bleibt dann für die Universität und den Universitätslehrer? Wollen wir aber das Grundverderbliche und Ungeheuerliche jenes Satzes so recht erkennen, so haben wir nur nach der von Jäger selbst gegebenen Begründung zu fragen; ich verweise auch hier wieder auf Neudecker, gehe aber auch hier meinen eigenen Weg. Wenn Jäger sich die „tiefsinnige“ sokratische Anschauung, die Tugend sei ein Wissen, aneignet und nicht vor dem Diktum zurückscheut: „Die Fähigkeit, seine Denkkraft anzustrengen, heißt Willenskraft,“ so ignoriert er zunächst das Erscheinen des Christentums, von einem Kant und seinen Nachfolgern gar nicht zu sprechen; er zeigt sich sodann als Vertreter jener einseitigen intellektuellen Kultur, gegen die grade in unserer Zeit nicht energisch genug, zumal bei der Jugendbildung, zu Felde gezogen werden kann. Den Weg zum Altertum nun oder vielmehr zum Latein, denn trotz allen Redens ist bei ihm im Grunde doch immer nur von diesem die Rede, bahnt sich Jäger durch folgende Schlussfolgerung: Die Wissenschaft sucht überall nach dem letzten erforschbaren Grunde der Dinge, wer also zur Wissenschaft vorgebildet werden soll, muß aufwärts am Strome der Zeit in eine bedeutende Vergangenheit eingeführt werden. Dies thut das Gymnasium, denn die von ihm gebotene Bildung ist historisch, und eben dies, daß „der lateinische Unterricht diesen rein wissenschaftlichen, d. h. historischen Charakter trägt, giebt demselben von Sexta an seinen Adel und giebt der ganzen Schule ihr Gepräge.“

Wenn Sie es, hochgeehrter Freund, nicht für möglich erachten, daß ein Mann von dem Rufe Jägers sich zu derartigen Schlußfolgerungen versteigt, so bitte ich Sie, S. 27 des „humanistischen Gymnasiums“ nachzulesen, da werden Sie genau diesen Gedankengang und fast dieselben Worte finden. Schon der Sprung vom letzten Grunde aller Dinge, also dem Metaphysischen, ins rein Historische, in die bedeutende Vergangenheit, läßt an Originalität nichts zu wünschen übrig. Daß sodann die Jugend am Strome der Zeit aufwärts ins Altertum geführt werde, entspricht den Thatfachen nicht, denn für Humanisten vom Schlage Jägers existiert die auf das Altertum folgende Entwicklung, d. h. das Christentum und Mittelalter, entweder überhaupt nicht oder, wir entsinnen uns Wolfs, nur, um als Barbarei verschrien zu werden, und so erklärt denn auch Jäger in aller Unbefangenheit das Altertum für „diejenige Periode der Menschengeschichte, in welcher unsere heutige europäische Kultur ihre Wurzeln hat.“ Den Beweis ferner, daß gerade dem Altertum jene hohe Bedeutung zukomme, ist uns Jäger überall schuldig geblieben, und was er zu Gunsten seiner Gleichsetzung von Altertum und Römertum, d. i. des Übergewichts gerade des Lateinischen, vorbringt (Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 482) ist so naiv, daß ich in der That fragen durfte, an welcherlei Leser der Autor wohl dabei gedacht habe. Doch gesetzt auch, das Römertum habe diese Bedeutung, so folgt daraus für die Notwendigkeit, eben deswegen nun auch seine Sprache zu lernen, nicht das mindeste. Die unteren Klassen sind so ausschließlich mit den Elementen der Sprache beschäftigt, daß sie gar nicht zu dem verheißenen Genuß kommen; handelt es sich aber später um Nepos, Cäsar, Livius, so ist, da Jäger hier lediglich die historische Bildung betont, nicht abzusehen, warum gerade diese Schriftsteller nicht ebenso gut in der Übersetzung gelesen werden können wie die doch wohl wichtigeren Urkunden des Alten Testaments; es blieben also nur die obersten Klassen, aber einmal erreicht diese bekanntlich nur die Minderzahl, sodann ist auch hier nicht ersichtlich, warum gerade dem Altertum eine derartige Sonderstellung eingeräumt werden soll. Doch Jäger selbst hat ja anderwärts noch andere Stützen seines Satzes: „Lateinlernen heißt uns wissenschaftlich arbeiten lernen“ in Bereitschaft; leider sind sie nicht haltbarer. Es pflegt, meint er, den Wahrheitsinn bei allen, den Trieb wirklichen Forschens bei den Begabteren. „Du lässest,“ so schrieb er bereits früher, „einen Schüler einen deutschen Satz ins Lateinische übersetzen, dabei duldest du keinen Fehler, . . . meinst du nicht, daß der Schüler . . . ein Durchdrungensein von dem kategorischen Imperativus bekommt, der da verlangt, daß man jegliches Ding auf der Welt so gut als möglich machen soll — daß man sich schlechterdings nicht bei dem Halbrichtigen, Halbguten, Halbwahren beruhigen darf?“ „Du lässest,“ so könnten wir ebenso gut einem biedereren Schuhmachermeister zurußen, „deinen Lehrbuben

einen Stiefel anfertigen, dabei duldest du keinen Fehler, . . . meinst du nicht, daß der Bube . . . ein Durchdrungensein von dem kategorischen Imperativus bekommt, der da verlangt, daß man jegliches Ding auf der Welt u. s. w., u. s. w.? Doch im Ernst, wir kehren zum Schüler zurück und lassen ihn, an früher Bemerktes anknüpfend, übersetzen: „Es ist unsere Pflicht, den Lehrer zu betrügen, und wir verdienen nur dann Lob, wenn wir lügen.“ Die Operationen, welche dazu führen, diesen und andere Sätze richtig zu übersetzen, sind an sich nicht zu unterschätzen, niemand aber wird andererseits behaupten wollen, daß durch eine Anhäufung und Übersetzung derartiger und noch schlimmerer Sätze der Wahrheitsinn des Schülers genährt, seine wissenschaftliche Bildung gefördert und sein Forschertrieb geweckt werde, und doch würden alle diese Sätze sich vollkommen mit Jägers Prinzip vertragen, das ja lautete, das bloße Übersetzen sei überaus förderlich. Es gilt eben auch hier: die Sprache an sich läßt inhaltlich alles Mögliche zu, falls nur die Gesetze des Sprachgebrauchs und der Grammatik befolgt werden, falls der Satz nur formell korrekt ist; bei der Frage aber nach der Möglichkeit, Gültigkeit, Wahrheit des im Satze Ausgedrückten verlasse ich das Gebiet der Sprache und begeben mich in das, wo die Gesetze des Denkens, der Metaphysik, Ethik u. s. w. gelten. Auf eben diesen Fehler, nämlich die Verwechslung von Form und Inhalt, kommen auch alle die sonst noch von Jäger vorgebrachten Argumente zurück: er setzt ohne weiteres Sprache und Denkweise gleich und verlangt dann, wir sollen die Sprache, „das ist die Denkweise eines alten Kulturvolkes mit dem der Gegenwart“ vergleichen. Als ob wir nicht, erwidere ich, die Denkweisen sehr gut und gerade für die Schule vollkommen ausreichend auf Grund von Übersetzungen vergleichen könnten; als ob nicht demnach der Satz: „Sprachvergleichung ist Vergleichung der Denkweise“ lauten müßte: „Sprachvergleichung ist Vergleichung der Form, in der die Denkweise ausgedrückt ist!“ Gesezt aber auch, Jäger habe Recht, und es komme alles auf das Vergleichen in seinem Sinne an, so ist doch die unerläßliche Vorbedingung dieser Operation, daß der Schüler nicht bloß die eine Seite des zu Vergleichenden kennt, nämlich die antike Sprache und Kultur, sondern auch die andere, die deutsche; gerade dies aber wird nimmermehr von den nach Jägers Prinzipien geleiteten Anstalten geleistet, und ich brauche nur an die Sätze zu erinnern: „Deutsch ist alles Unterrichten im Gymnasium,“ „Wir treiben Deutsch, indem wir Lateinisch ins Deutsche umsetzen.“ „Die deutschen Stunden sind Erholungsstunden . . . Wissenschaft in jenem strengsten Sinne wie im Latein . . . wird da nicht gelehrt“ oder endlich „Die Überbürdung liegt in den Nebenfächern“ — so sehen wir in dieser Säule der Orthodoxie nur einen wiedererstandenen Thiersch und finden auch hier wieder genau das Gegenteil von dem, was die Schulkonferenzen ins Werk setzen sollten, leider freilich,

da die Jägerischgesinnten trotz Jägers Klagen den Ausschlag gaben, nicht ins Werk gesetzt haben. Doch ich kann von Jäger nicht scheiden, ohne nicht aus meiner Anzeige die Beleuchtung seines religiösen Standpunktes herübergenommen zu haben; dieser Aufgabe hat sich bis jetzt noch niemand unterzogen, und doch ist das Endresultat vom allgemeinsten Interesse; ich erblicke überdies darin eine Stütze meines eigenen Standpunktes. Zunächst läßt es Jäger auch hier allem Anscheine nach an Freimut und Freisinn nicht fehlen. Er behauptet, auf den offiziellen Kirchenglauben verzichten zu können; es ist ihm gleichgültig, ob eine Erzählung wie die von den Weisen aus dem Morgenlande Legende oder Geschichte sei, und er läßt die Wunder bei Seite. Derjenige ist ihm nicht ungläubig, der sich wider die Trinitätslehre auflehnt, den Ausdruck Gottes Sohn nicht im Sinne der Gottheit Christi nimmt, die Evangelien und die sonstigen neu- und alttestamentlichen Schriften nicht als Gottes Wort „im Sinne der Priester, Pastoren und konservativen Regierungspräsidenten oder Landräte“ auffaßt. In demselben Buche verlangt nun aber auch derselbe Jäger, daß jeder, der Lehrer im Sinne des erziehenden Unterrichts sein wolle, mit dem Christentum Fühlung habe und sich dem Sonntagsgottesdienste nicht fernhalte; er spricht von einer christlichen Offenbarung und verlangt, daß alle alttestamentlichen Geschichten, also beginnend mit der Schöpfung in sieben Tagen und dem Apfelbiß, als Wirklichkeit behandelt werden; er sieht im evangelischen Unterrichte in Sexta und Quinta zugleich den ersten Unterricht in der Geschichte und in Quinta zugleich erste und elementarste geschichtliche Quellenlektüre. Zu diesem Standpunkte stimmt es vollkommen, wenn Jäger in Strauß' letztem Buche ohne jede Einschränkung das Credo und Dogma aller Halbwisser, insbesondere des renomnierenden *commis voyageur*, namentlich jüdischer Abkunft sieht; ich meinerseits werde, wenn ich das Facit aller dieser Äußerungen ziehe, an Jägers Antipoden Ohlert erinnert und kann auch auf Jäger nur das Strauß'sche Wort anwenden: Gründe mögen die Vertreter dieses Standpunktes noch haben, sich Christen zu nennen, Grund haben sie keinen mehr.

Über Theobald Ziegler (Die Fragen der Schulreform. Zwölf Vorlesungen, Stuttgart, G. F. Göschen 1891) können wir schneller hinweggehen; entweder wiederholt er bereits von anderen Borgebrachtes, so lehnt er sich mit Vorliebe an D. Jäger an, oder er drückt der Kritik da, wo er sich weniger abhängig zeigt, die Waffen selbst in die Hand. Im Unterschiede von Jäger erscheint er zwar als eifriger Verteidiger der Realgymnasien, mit ihm gemeinsam aber hat er trotz seiner Professur für Pädagogik zunächst die Abneigung gegen die von ihm zu docierende Wissenschaft: sie ist ihm überhaupt keine Wissenschaft, sondern nur Kunstlehre, und er sucht uns in einem besonderen Abschnitte zu belehren, daß die eigentliche Aufgabe der Schule lediglich das Unterrichten, nicht

aber das erziehende Unterrichten sei. Und so weiß er auch bei seiner Beschwichtigung des „Sturmes auf die klassischen Sprachen“ nur Jägersche Argumente vorzuführen, denn sie gipfelt in den Sätzen: „Nur durch das Vergleichen, durch das Herüber und Hinüber wird der Blick geschärft; am Unterschied wird man auf Eigentümlichkeit und Eigenart aufmerksam, erhält der Geist die nötige Versatilität und Gewandtheit, erst die fremde macht ihn der eigenen Sprache in ihrem ganzen Umfang mächtig“; und weiterhin: „Wenn wir unsere Kultur und ihre Entwicklung begreifen wollen, müssen wir Lateinisch verstehen; . . . auch die geistigen Potenzen und die Wissenschaften des Geistes haben ihre Geschichte, und gerade ihre Wurzeln reichen zurück ins klassische Altertum“. Hatte jedoch für Jäger, trotzdem er sich weitherziger zu zeigen bemüht war, nur das Römertum Geltung, so thut Ziegler für seine Realgymnasiumempfehlung Buße und bemüht sich mit Eifer um das Griechische. „Und dieser Strahl von Licht,“ so schreibt er, „den wir den Griechen verdanken, heißt Schönheit und heißt Freiheit;“ anderwärts: „Und so etwas wie frische freie Bergluft und wie der helle Glanz der Weihnachtskerzen ist für unsere Bildung das Griechentum,“ und abermals: „Das Griechische auf unseren Schulen wird von allen denen bekämpft, die keinen Sinn haben für das Schöne, und von den anderen, die die Freiheit fürchten und hassen oder ihren Wert nicht kennen“. Diese Barbaren und Knechtsseelen können sich nun freilich damit trösten, daß sie auch den Kaiser oder, wenn wir nach der Vergangenheit fragen, Männer wie Herder zu den ihrigen zählen dürfen; was aber jene hohlen Deklamationen betrifft, glaubt Ziegler wirklich damit ein Buch wie Ihre „Demokratie“ zu widerlegen? Er verbreitet sich in diesen Vorlesungen noch über so manches, mir scheinen jedoch hier nur die Bemerkungen über die Geschichte und die Religion beachtenswert. Wenn er sich gegen eine Vermehrung der Geschichtsstunden ausspricht, die Geschichte für ein Nebenfach erklärt und dies damit begründet, daß sich die Schüler hier vorwiegend receptiv verhalten, so hat er ohne Zweifel, wenn wir an das jetzt Bestehende denken, recht; durchaus hinfällig aber sind diese Bedenken, wenn die Stelle der politischen die Kultur- und besonders die Litteraturgeschichte, zu der ja dann auch die Lektüre der Meisterwerke gehört, einnimmt; natürlich gehören auch, wie ich in meinem Buche ebenfalls gezeigt, die Aufsätze und Vorträge in diesen Unterricht: die Selbstthätigkeit aber, die hier der Schüler zu entfalten Gelegenheit hat, ist von ganz anderem Werte als die beim Übersetzen geübte. Ziegler erklärt in Übereinstimmung mit dem Vorigen in der That den Unterricht in den fremden Sprachen neben dem in der Mathematik für den am meisten erziehenden und moralisch wirksamsten; auf der nächsten Seite rühmt er freilich auch wieder, ohne doch die für das Deutsche sich hieraus ergebenden Folgerungen zu ziehen, dem deutschen Aufsatze

nach, daß der Schüler in ihm seine eigenen Gedanken produziere und er als ein selbständig und individuell Geleistetes anzusehen sei. Hinsichtlich der Religion endlich hatte Jäger, denn darauf kam schließlich alles hinaus, kein Bedenken getragen, die Heuchelei oder, wenn ihm diese Bezeichnung nicht genehm ist, die Schwachköpfigkeit zu empfehlen. Ziegler folgt ihm dabei nicht, aber er überrascht uns mit der Erklärung, der Religionsunterricht sei im Durchschnitt schlecht und wirke daher genau so wie aller andere schlechte Unterricht auch — verderblich auf den Geist und auf die Sitten der Klasse. Und dies schreibt ein Professor der Pädagogik so gelassen hin und ist zufrieden, wenn diese Sittenverderbnis nur nicht verstärkt wird! Himmel und Hölle müßte er vielmehr, wenn anders ihm das Wohl der Jugend am Herzen liegt, in Bewegung setzen, um hier Abhilfe zu schaffen und die jungen Seelen den Klauen der Verführer zu entreißen. Er müßte sich dann freilich ebenso gut wie Jäger mir anschließen und mit mir an Stelle des Alten und Verderblichen etwas Neues verlangen — dann aber müßte er ja auch seine Ansichten vom Werte der Altertumsstudien einer Revision unterziehen, er müßte mit einem Wort ein anderer werden als er ist, dies aber kann füglich nicht mehr verlangt werden.

Wie Jäger und Ziegler, so sieht auch U. v. Wilamowitz-Möllendorf mit den Ergebnissen der Schulkonferenzen eine schwere Gefahr über unser Vaterland heraufziehen. Zum ersten Male machte er seinem bedrängten Herzen in seiner 1891 griechisch und deutsch erschienenen Ausgabe von Euripides' Hippolytos (Berlin, Weidmann 1891) Luft. Unser Volk, klagte er, geht immer rascher dem sittlichen und geistigen Verfall entgegen, es wendet sich nicht bloß vom hellenischen Ideal, sondern vom Ideal überhaupt ab: Gold, Sinnengenuss, Ehren, das sind die Götter, an die sie glauben; der Rest ist Phrase. Davon abzukehren, keineswegs bloß ästhetisch und intellektuell, sondern sittlich, ist das Hellenentum und sind insbesondere Übersetzungen wie die vorliegende sehr wohl im stande; sind doch die Philologen die alleinigen Hüter und Spender dieser Schätze, sind doch ihre Ideale göttlich und haben sie bewiesen, daß irdische Macht ihnen nichts anhaben kann, geschweige das wüste Geschrei des modernen Bildungspöbels. Auch der echte Goethe zwar könnte uns retten „und für viele besser“, doch dazu brauchen wir das Hellenentum erst recht, weil es eine Voraussetzung seiner Weisheit ist. Auch die Seele des Christentums ist dazu im stande „und für viele besser“, aber auch dies verträgt sich mit dem Hellenentum, sintemal dieses eine seiner Wurzeln ist, und überdies ist nur zu oft die Erötung des dem Menschen eingeborenen Strebens nach dem Ideale — U. v. W. setzt dem Brote der Lehre Jesu die Steine des Katechismus und das Holz der Kernlieder entgegen — der Erfolg der von dieser Seite aus unternommenen Bemühungen.

Diesem gegenüber sind nun D. Jäger und Theobald Ziegler allerdings die reinen Waisenkneben. Herr U. v. W. hätte sicherlich dem unaufhaltfamen Verfall unserer Nation den allerwirksamsten Damm entgegengestellt, wenn er die unendliche Mühe, die ihm das vorliegende Buch verursacht, dazu verwendet hätte, uns erstens die von den Philologen gehegten göttlichen Ideale, zweitens die Ideale der Menschen überhaupt, die ja durch die zehn Gebote und die Bieder Martin Luthers und Paul Gerhardts ertötet werden, drittens und letztes dasjenige ausführlich darzulegen, was er für die Seele des Christentums hält. So sehr wir ihm danken würden: U. v. W. ist hartherzig und läßt uns im Stich; doch es ist mir geglückt, anderwärts, wenigstens was den ersten Punkt, die Ideale des Philologen, angeht, die Erklärung zu finden, daß die schönste Aufgabe des Philologen das Interpretieren sei. Dies hat doch Hand und Fuß, und damit gewinnen wir doch festen Boden unter unseren Füßen. Allein einerseits bleiben auch jetzt noch die beiden anderen Fragen unbeantwortet, andererseits möchte ich mir den ganz gelinden Zweifel gestatten, ob wohl unsere Anarchisten und Sozialdemokraten durch alle Interpretationskünste der Philologen im allgemeinen und durch die Hippolytosübersetzung des Herrn U. v. W. im besonderen von ihrem Wege abgebracht werden dürften. Wohin wir also sehen: die allgemeine Not, die Gefahr, daß wir alle demnächst rettungslos versinken, bleibt bestehen; vielleicht darf ich aber auch hier ebenso bescheiden mir die Frage gestatten, ob wohl von einem Volke, das vor kurzem noch einen Bismarck den Seinen nannte, das Mächte wie Oesterreich und Frankreich gedemütigt, das im Anfange des Jahrhunderts sich klassischer Dichter und Philosophen rühmen konnte, im Ernste zu befürchten sei, daß es am Rande des Verderbens stehe. Mit dem faden-scheinigen Argumente nun vollends, um den wahren Goethe zu verstehen, brauchten wir das Hellenentum und seine Interpreten, die Philologen, sollte heutzutage doch niemand mehr kommen. Gerade Goethes für die Geschichte der Menschheit wichtigsten Werke sind Werther und sind Fortbildungen des Wertherthemas, wie wenig aber diese mit dem Antiken zu schaffen haben, ja wie geradezu entgegengesetzt es ihnen ist, hat bekanntlich zuerst Lessing herausgeföhlt; aber auch die weniger bedeutame Iphigenie trägt nur griechische Gewandung: wir brauchen nur das gleichnamige Produkt des von U. v. W. als Retter aus allen Nöten empfohlenen Euripides daneben zu halten, um zu sehen, daß weder die Charaktere noch der Grundgedanke des Goetheschen Dramas auf antikem Boden erwachsen sind. Selbst wenn aber unser Philolog recht haben sollte, so folgt daraus für die Gegenwart keineswegs das von ihm Behauptete, denn wir können uns nicht verhehlen, daß Goethe Fragen zurückließ, die von den nachfolgenden Philosophen und deren Nachfolgern beantwortet sind, wir also, wenn es sich um das Verständnis der Gegenwart

handelt, bei diesen anknöpfen müssen. Damit sodann, daß das Hellenentum eine der Wurzeln des Christentums sei, hat U. v. W. unbestritten recht; wenn nur aber die Philologen nicht immer nur drunten in der Tiefe an dieser einen Wurzel hängen blieben, sondern sich auch um den aus ihr in die blauen Lüfte emporsteigenden Baum kümmern wollten, es würde ihnen dann das, was ihnen jetzt abgeht, wenigstens einigermaßen näher gebracht: erstens das Verständnis des Hellenentums, zweitens das der Gegenwart; eben dann aber würden sie sich auch vor so kompromittierenden Äußerungen hüten, wie das Christentum sei mit dem Hellenentum verträglich. Daß uns schließlich U. v. W. so vollständig im Unklaren darüber läßt, an wen er wohl bei dem sich gegen seine Ideen aufbäumenden Bildungspöbel gedacht hat, ist fast ebenso bedauerlich als die eingangs erwähnten Lücken; ich habe schon, als sich Biegler und Jäger Ähnliches leisteten, auf die Gleichgesinnten hingewiesen, mit denen sich dieser Pöbel trösten kann; Herrn U. v. W. aber möchte ich noch im besonderen darauf aufmerksam machen, daß dieser Pöbel sich ja keineswegs nur gegen das Hellenentum, sondern auch das Römertum erhebt, während U. v. W. nie und nirgends von etwas anderem spricht als vom Hellenentum; hält er die andere Hälfte des Dogmas für so wohl begründet, daß sie die kräftige Stütze seiner Hand nicht mehr bedarf, oder giebt er sie etwa gar stillschweigend preis? Am Ende dieses Teils des Vorworts bekennt U. v. W., nach dem, was das letzte Jahr gebracht, noch viel auf dem Herzen und manchen Bogen geschrieben zu haben; er unterdrücke aber alles, nicht aus Furcht, aber aus Scheu, sei es doch für einen königstreuen und sein Vaterland liebenden Preußen sehr schwer, zu diesen Dingen zu schweigen, freilich noch schwerer, von ihnen zu reden. Also schrieb Herr U. v. W. 1891; bereits am 1. Juni des nächsten Jahres hatte er jene Scheu siegreich überwunden: all seine Königstreue hinderte ihn nicht mehr, sich öffentlich vernehmen zu lassen, und so erschienen denn die bereits niedergeschriebenen Bogen in Gestalt der an jenem Tage zur akademischen Preisverteilung im Namen der Göttinger Universität gehaltenen Festrede; sie trägt den Ruhm davon, das im Hippolytosvortrag uns Zugemutete noch übertrumpft zu haben.

Gleich im Anfange kündigt U. v. W. als Thema an, sich über die Revolution äußern zu wollen, die jüngst den Lehrplan der höheren Knabenschulen betroffen habe; davon jedoch, daß diese Revolution ein Ausfluß des kaiserlichen Willens war, sagt der Königstreue kein Wort, sondern begnügt sich mit dem Hinweise auf die Ministerialverfügung, und diese wiederum leitet er aus dem „starken Druck der sog. öffentlichen Meinung“ ab; er ist dabei höflicher als Jäger, gemeinsam aber ist beiden die Unkenntnis des Verlaufes der Geschichte. Wenn er sich sodann darüber beklagt, daß zur Vorbereitung dieser Revolution kein

Philolog von Beruf herbeigezogen sei, so habe ich bereits in meinem Buche darauf hingewiesen, daß auch ohne diese schon der Minister die Wahl gerade so getroffen hatte, als wenn zur Zeit Luthers in eine Kommission zur Neugestaltung der Kirche Männer wie Eck, Cajetan, Miltig berufen worden wären; wozu also ihm auch noch den Gipfel des Zweckwidrigen zumuten?

Nach diesem Vorspiel öffnet nun der Festredner dem Strome seiner Klagen ungehemmt alle Schleusen. Der Kaiser hatte es verwunderlich gefunden, daß die Philologen bis auf diese Stunde an der klösterlichen Erziehung des Mittelalters festhielten, wo das Lateinische maßgebend war und ein bißchen Griechisch dazu; ob sich U. v. W. dieser Worte erinnerte, weiß ich nicht, jedenfalls erklärt er, daß, falls der Ansturm wider die alten Sprachen endgültig von Erfolg begleitet sein sollte, unser Volk den Bruch mit der Geschichte und der Kultur endgültig vollziehen würde. Nur mit Selbstverleugnung noch, heißt es anderwärts, kämpft jetzt so mancher Edle den schweren Kampf für das Ideal an der verwüsteten Schule, und ebenso lesen wir schließlich gegen das Ende: „Der Glaube an die Macht und den Wert der Antike ist bedroht, und wir, die wir ihn hochhalten, sehen darin eine schwere Gefahr für die geistige und sittliche Gesundheit unseres Volkes oder vielmehr der gesamten menschlichen Kultur.“

Ein Trost nur ist U. v. W. bei all dem Unheil, das der wiedererstandene Dschingis-Khan über uns zu verhängen droht, geblieben: Der Bestand und das Blühen der von ihm vertretenen Wissenschaft — auch diesmal bezeichnet er als ihr Objekt lediglich das Hellenentum — wird dadurch nicht gefährdet; um der Philologie willen, ruft er aus, mögen die beiden Sprachen, denen Europa seine Kultur verdankt, ruhig aus dem obligatorischen Jugendunterrichte verschwinden. Zudem sich U. v. W. sodann anschickt, uns darüber, was er unter Philologie versteht, aufzuklären, beweist er nur, daß er ebenso wenig eine Ahnung von dem das Altertum Charakterisierenden hat wie vom Wesen des Christentums oder der neueren Zeit. Die Philologie, meint er, ist eine Einheit, weil ihr Objekt eins ist. „Mit Homer beginnt eine kontinuierliche und ihrer Kontinuität sich stets bewußte Kulturentwicklung . . . mit dem Zerfall des römischen Reiches hört die Einheitlichkeit und die Kontinuität dieser Kultur auf“ . . . „die Einheit und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Kultur gebricht dem älteren Mittelalter“ . . . „auch die Kultur endlich, in der wir leben, kann kaum noch wie die der Antike als Einheit erfaßt werden.“ Es kann auch hier gar nicht genug bedauert werden, daß U. v. W. uns mit keiner Silbe darüber belehrt, worin denn nun eigentlich diese Einheit bestanden habe, und daß er sich lediglich damit begnügt, gleich darauf das Wort Kontinuität dafür zu setzen; so lange er mir diese Belehrung nicht giebt,

wird er mir schon gestatten müssen, das, was erst die Griechen unter einander, dann die Römer unter einander und zuletzt die Griechen und Römer mit einander verbindet, in nichts anderem zu finden als erstens in dem Gegensatz von Freien und Sklaven und zweitens in dem Satze: Jeder Fremde ist ein Feind; einzusehen aber, wie durch eine Vertiefung in die auf diesen und ähnlichen Grundsätzen sich entwickelnde Kultur der moderne Dschingis-Khan unschädlich gemacht, der modernen Unsitlichkeit und Barbarei gesteuert werden kann, dazu gehört ein Ingenium, über das eben nur Herr U. v. W. verfügt. Eine derartige Einheit kannte allerdings das Christentum und die christliche Kultur nicht, hier bin ich zum zweiten Male in der angenehmen Lage, U. v. W. freudigst zustimmen zu können; wie aber steht es andererseits, darf sich wohl fragen, mit dem Spruche: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde,“ wie mit dem Satze: „Alle Menschen sind Gottes Kinder,“ wie mit der alle Nationen umspannenden und wahrlich auf ganz anderen Grundlagen als jene antike Kontinuität beruhenden Einheit der katholischen Kirche, wie endlich mit dem Humanitätsevangelium des als Altertumsstürmer ersten und eigentlichen Begründers der modernen Barbarei und Unsitlichkeit, nämlich Herders? Im Zusammenhange mit diesen Ausführungen verkündet denn nun auch U. v. W. mit Schwung, wenn er von seiner kleinlichen Werkeltagsarbeit das Auge zur Majestät der Wissenschaft aufschlage, dann sei ihm zu Mute wie in der heiligen Stille sternheller Nacht, und es ziehe die Empfindung der Herrlichkeit und der Unendlichkeit und der Einheit des Allganzen durch seine Seele. Indem ich diese Entgegensetzung von kleinlicher Werkeltagsarbeit und Wissenschaft als erfreuliches Resultat des *γνώσι σαυτὸν* begrüße, bemerke ich zugleich, an Früheres anknüpfend, daß wir anderen allerdings der Meinung sind, und die Geschichte hat dies von Thales bis Hegel bewiesen, daß diese Einheit des Allganzen sich neben oder vielmehr vor dem Dichter nur dem Philosophen offenbare, und in der That dämmert auch dieser Gedanke sehr bald U. v. W. auf; allein weit entfernt, dadurch stutzig zu werden, erklärt er vielmehr frischweg, weder der alten noch neuen humanistischen Zänkereien auch nur mit einem Worte gedenkend, das Bewußtsein der Einheit sei eben unter den Philologen größer. Und auch der Thatsache, daß eben das, was er der Philologie nachrühmt, von der Geschichte gilt, daß also die einen sich anmaßen, was den anderen zukommt, verschließt er sich nicht vollständig; schon zu lange aber habe ich Sie, verehrter Freund, bei diesem Heros der Philologen festgehalten, ich erspare Ihnen daher das Nähere und bitte jetzt nur noch für Max Schneidewins Antike Humanität*) um Gehör.

*) Vergl. meine Anzeige des Buches: Pädagog. Archiv 1897. 7/s.

An einem ernst zu nehmenden Versuche, die antike Humanität zu beleuchten, fehlt es bis jetzt, und so ist es schon an sich freudig zu begrüßen, daß ein bereits so vorteilhaft bekannter Autor wie Max Schneidewin diesen Versuch unternommen hat. Hierzu kommt nun überdies, daß das Buch wirklich nicht wenig des Erfreulichen und Dankenswerten bietet. Schneidewin hat innerhalb der Grenzen, die er sich selbst gesteckt, den Stoff gewissenhaft durchforscht und benutzt; schon die Widmung — das Buch ist Ludwig Wiese zu seinem 90. Geburtstage dargebracht — zeigt uns einen wahrhaft idealen, also nicht bloß dem Wahren, sondern auch dem Guten nachgehenden Sinn, und dieser verleugnet sich auch nirgends im Buche; daß endlich dieser Idealismus den Verfasser zur Philosophie geführt hat, gereicht dem Buche um so mehr zur Empfehlung, je weniger wir derartigen Studien für gewöhnlich im philologischen Lager begegnen. Diesen Vorzügen stehen nun freilich nicht unerhebliche Einwendungen gegenüber. Zunächst hat Schneidewin seine Grenzen viel zu eng gesteckt und verfällt damit demselben Vorwurfe wie U. v. Wilamowitz. Kennt dieser nur das Hellenentum als Objekt seiner Wissenschaft, so scheidet Schneidewin umgekehrt nicht nur das gesamte Griechentum aus seiner Betrachtung aus, sondern beschränkt auch seine Darstellung des Römertums fast ausschließlich auf Cicero, so daß der Titel seines Buches richtiger: „Die Humanität Ciceros“ hieße. Der zweite Einwand richtet sich gegen den Standpunkt, von dem aus Schneidewin diese Ciceronianische Humanität darstellt und beurteilt. Er selbst nämlich rechnet sich allerdings zu den religiös Freien, gesteht aber doch auch denen, welche sich einer göttlichen Offenbarung unterwerfen, die gleiche Berechtigung zu und verlangt für die Jugenderziehung eine christliche Grundlage, ohne sich doch näher über das, was ihm das Christentum sei, und wie sich dies mit der antiken Bildung vertrage, auszulassen. Dieses Nichternstmachen mit dem freien und neuen Geiste hat zunächst im Gefolge, daß das, was unsere Zeit Humanität nennt, für Schneidewin trotz seiner Philosophie eben so wenig wie für U. v. Wilamowitz existiert, und daß er als das Kennzeichnende der modernen Humanität nur so matte und nichtsagende Begriffe wie Menschenfreundlichkeit und „Sinnneigung mehr zur Milde als zur Strenge der Beurteilung fremder Eigenschaften“ vorzubringen weiß. Auf dieses Nichternstmachen sind nun aber auch alle die ebenso unbegründeten wie überschwenglichen Lobeserhebungen zurückzuführen, womit er die antike Humanität im Wettstreit mit dem orthodoxesten Philologen überhäuft. Wenn er den Geist der Alten auf Herausgestaltung des ewig wesentlich Menschlichen gerichtet findet, was blieb dann, frage ich auch hier wieder, unserem Herder, unserer klassischen Dichtung übrig? weshalb erschien das Christentum, und welches war die Aufgabe der zwischen Cicero und Herder und Kant liegenden, fast zwei Jahrtausende umspannenden Entwicklung? Wenn

Schneidewin in der vorchristlichen Zeit Weltbürgertum und Spiritualismus findet und damit die von U. v. Wilamowitz gelassene Lücke auszufüllen sich bemüht, so sind die von ihm zum Erweise vorgebrachten Stellen natürlich unanfechtbar, für die Gesamtanschauung aber beweisen sie nicht das mindeste, und es ließen sich ihnen hunderte entgegengesetzten Sinnes gegenüberstellen, die aber Schneidewin ebenso ignoriert wie alles, was sonst in der antiken Welt als das Gegenteil von Humanität erscheint, und was von den Kirchenvätern, von Herder, Mommsen und Ihnen gebührend beleuchtet worden ist. Nach dem Bisherigen wird es uns schließlich nicht überraschen, daß er auch da, wo es sich um Cicero allein handelt, in seinem Bestreben, nicht zu Rettendes noch zu halten, viel zu weit geht, daß er erklärt, keine Musik vermöge seinen Geist mit solcher Wonne zu überströmen, wie gute Gedanken in edlem Latein ausgedrückt, und daß er bei der Frage nach der Bedeutung der alten Schriftsteller für die Jugendbildung bei aller Hochschätzung der Neueren doch auch wieder die Alten für das eigentlich Normierende erklärt.

Neunter Brief.

Die Reihe derer, die ich nach dieser oder jener Seite hin zu den das Dogma Bekämpfenden rechne, beginne ich allerdings mit einem Ausländer, dem Franzosen Frary; einmal aber bildet dieser ein willkommenes Gegengewicht gegen Schneidewin, sodann aber kann ich ihm drei deutsche Schriften folgen lassen, deren erste als das bahnbrechende Wortum des bedeutendsten unter den jetzt lebenden schöpferischen Philosophen von vornherein Beachtung verdient, deren zweite zwar bei ihrem Erscheinen geschätzt, aber doch nicht nach Gebühr geschätzt wurde, denn sie ist das Wichtigste von allem, was auf diesem Gebiete der pädagogischen Litteratur, dem räsionnierenden im Unterschiede vom geschichtlichen, in den letzten Dezennien geschaffen wurde, deren dritte endlich augenblicklich zwar völlig in den Hintergrund getreten ist, die aber doch nach Form und Inhalt zu den wenigen mit Zug und Recht als klassisch zu bezeichnenden Prosaerzeugnissen gehört, deren Einfluß auf die bisherige Entwicklung Deutschlands nicht hoch genug zu veranschlagen und die, was unser Dogma und das Unterrichtswesen angeht, auch für die Zukunft als zielweisend anzusehen ist: ich spreche von E. v. Hartmann, den anonym erschienenen Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen, endlich von Paul Pfiizers Briefwechsel zweier Deutschen.

Wie das Unglück Deutschlands einen Fichte zu seinen Reden begeisterte, so veranlaßte die Katastrophe von 1870 die Franzosen, den Ursachen des Verfalls nachzuspüren und die Bausteine zu einer neuen Welt zusammenzutragen. So schrieb 1885 Raoul Frary seine *Question du Latin**); wenngleich das Buch nicht an Fichte heranreicht, so hat es doch berechtigtes Aufsehen erregt und auch bei uns die verdiente Beachtung gefunden. Seine schroffen und ungerechten Urteile über die Philosophie widerstreben mir natürlich ebenso wie sein Utilitarismus und seine Vorliebe für die Amerikaner, andererseits aber hat Frary sich auch wieder durch seine Polemik wider tiefgewurzelte Vorurteile einen Platz in der Reihe der bahnbrechenden und befreienden Geister gesichert. Mit der Verbesserung der Methode allein, meint er, ist es nicht gethan: selbst durch die geschickteste Methode wird die Gefahr der Überfüllung

*) Vergl. meinen in der Philos. Gesellschaft zu Berlin gehaltenen und im Pädag. Archiv 1896 Nr. 7 abgedruckten Vortrag.

und Überlastung der jugendlichen Seelen nicht beseitigt. Er weist darauf hin, daß es gerade die Jesuiten sind, — ich erinnere an die in meinem Buche dargelegte Verwandtschaft zwischen Sturm und den Jesuiten — welchen Frankreich die Organisation des höheren Schulwesens verdankt; er hebt hervor, daß gerade Napoleon zur Stütze seines autokratischen Regiments als Grundlage des Unterrichts Latein und Mathematik bestimmte, und daß in Rußland die Verteidiger des reinsten Despotismus sich an die klassischen Lehrpläne halten. Von dem uns durch Frary Gesicherten oder Errungenen kommt für mich folgendes in Betracht. Denen, die sich auf die Gymnastik des Geistes berufen, hält er zunächst die Frage entgegen, woher es komme, daß im Unterschiede von körperlichen Übungen bei den meisten eine derartige Geistesgymnastik nur Überdruß und Abneigung hervorbringe; er zeigt dann, daß es hierbei ebensowenig zu einem völligen Besitze und uneingeschränkten Genuße der alten Meisterwerke komme, wie wir durch das fortdauernde Abspielen von Tonleitern uns die klassischen Musikwerke aneignen. Selbst wenn aber, so erklärt er schließlich, die gewünschte Gymnastik erzielt wird, so wird doch durch eine derartige Vorbildung immer nur für eine ferne, von vielen überhaupt nicht erreichte Zukunft gesorgt, während die Bedürfnisse der Gegenwart unbefriedigt bleiben. Doch diese Angriffe sind im Vergleich zu den Erörterungen des zweiten Punktes, nämlich der Behauptung, die Beschäftigung mit dem Altertum bilde den Geist und das Herz, nur als Vorstöße zu betrachten. Frary scheut nicht vor dem Geständnis zurück, daß wir bei den durch Plutarch oder Livius geschilderten Männern nicht wenige und nicht unerhebliche Flecken gewahren, und tritt mit den Urteilen über den älteren Cato, Brutus, Demosthenes, Horaz den hergebrachten Anschauungen entgegen. Es ist überhaupt, erklärt er, ein Vorurteil, in der lateinischen Litteratur etwas Humaneres zu finden als in der unsrigen, denn die Römer haben immer nur Männer und Sitten ihres eigenen Zeitalters geschildert. Was ihnen eine gewisse Überlegenheit in der Form giebt, ist, daß ihr Geist weniger mit Ideen und Kenntnissen überladen ist; ihre Begriffe von Menschen sind einfacher, weil sie enger, und ihre Urteile fester, weil sie weniger aufgeklärt sind. Insbesondere erhebt sich Frary gegen die Staatskunst der Römer; ihr Begriff von Freiheit, meint er, war ziemlich beschränkt; sie opferten das Einzelwesen dem Staate, achteten wenig die Rechte der Freiheit und kannten nicht die Freiheit zu denken. Ebendahin gehört die Polemik gegen das römische Recht. In der Blütezeit ihrer Rechtskunde waren die Römer nach Frary ein Volk ohne Gemeinfinn, ohne Freiheit irgend welcher Art, einem allgemeinen Niedergange verfallen. Industrie gab es nicht mehr; der Ackerbau war fast aufgegeben oder den Sklaven überlassen; die Sitten waren bis zum Ekel verderbt; inmitten solcher Fäulnis aber vollendete sich das prompteste Denkmahl

dieser Jurisprudenz, welchem Justinian später, zur Zeit einer noch tieferen Verderbnis, das Siegel seines fast göttlichen Ansehens ausdrückte. Nicht minder glänzend endlich ist die Widerlegung eines der Hauptargumente der Philologen, der Behauptung nämlich, die moderne Civilisation sei eine Tochter der griechisch-römischen. Man vergißt dabei, entgegenet er mit vollem Rechte, das Mittelalter, von dem wir — und dies sagt ein Franzose, nicht ein Deutscher — direkter abstammen als von Athen oder Rom. Das Christentum ist allerdings durch Rom hindurchgegangen, aber es ist nicht lateinisch oder ist es nur in seiner Entartung, und das Lehnswesen ist nicht südlich von den Alpen entstanden. Seit dem Tage, wo Chlodwig an den Ufern der Seine erschien, haben wir nicht aufgehört, uns von der Tradition zu befreien, welche die Römer, unsere Besieger, uns auferlegt hatten, und wir leben vornehmlich von den Ideen, die sie nicht gekannt haben. An Stelle des auf diese Weise Beseitigten verlangt Frary neben dem Unterrichte in der Muttersprache zunächst den in den übrigen neueren Sprachen, vornehmlich im Englischen und Deutschen, hierauf Geschichte, aber nicht politische, sondern Kulturgeschichte. Als Höchstes und Letztes erscheint ihm die Geographie; er versteht aber darunter nicht bloß Beschreibung der Erde, sondern vornehmlich die der Menschen und der menschlichen Gesellschaft; sie ist ihm identisch mit Anthropologie und Sociologie, sie ist die Krönung des Gebäudes der Geschichte der Civilisation, ist die mit einem Blick wie im Panorama überschaute Geschichte. Mit dieser Erläuterung von Geographie nähert sich Frary meinem eigenen Ideale. Nicht hoch genug kann es ihm angerechnet werden, daß er als der erste und einzige nicht Wort- und Sprach-, sondern Sachunterricht für den wichtigsten erklärt, und hier wiederum genügt ihm die Geschichte als ein bloßes Werden keineswegs, sondern er verlangt ein Resultat, ein Gewordenes. Seine ganze Richtung und Tradition freilich hindert ihn, sich zum Höchsten, zum rein Geistigen, zur Religion zu erheben: er bleibt bei dem vom Naturelemente beeinträchtigten Geiste stehen.

Unter den Deutschen erwähne ich zuerst die bereits 1875 erschienene Schrift Eduard von Hartmanns: Zur Reform des höheren Schulwesens (jetziger Verlag: Leipzig, Hermann Sandke). v. Hartmanns oberstes Prinzip ist: nicht Vorbereitung für irgend einen bestimmten Beruf, sondern allgemeine Geistesbildung; alles, was jenem dient, kann nur aus utilitaristischen Gesichtspunkten verteidigt werden, alles dagegen, was dem zweiten Ideale förderlich, ist humanistische Notwendigkeit und bildet deshalb einen obligatorischen Lehrgegenstand. Von dem Augenblicke an also, wo dieses rein humanistische Prinzip unter totaler Verwerfung des utilitaristischen als Feldzeichen der Reform erhoben und alle anticipierte Berufsbildung unerbittlich ausgestoßen wird, verschwindet für Hartmann jeder Grund, warum es mehr als eine

Art von höheren Schulen geben soll; er eröffnet daher eine Polemik wider die Realschulen, die an Schärfe das mir sonst in dieser Hinsicht Bekannte hinter sich läßt, deren Ton aber andererseits sich vorteilhaft von dem Jägers und seiner Genossen unterscheidet. Die von der Realschule verliehene allgemeine Bildung ist nach dem Verf. noch weit mangelhafter als die des Gymnasiums, denn sie entfernt sich noch viel weiter als dieses von dem Ideale einer allgemeinen Bildungsschule. Sie ist ihm ein Monstrum, nicht Fisch noch Vogel, eine prinzipielle Halbheit und darum in ihrer jetzigen Beschaffenheit die am fehlerhaftesten organisierte Schule, welche der preussische Staat besitzt. Die Mathematik ist ihm eines der wichtigsten formalen Bildungsmittel, welches die Schule überhaupt besitzt; er warnt aber mit Nachdruck vor ihrer Überschätzung, denn ihr Wert ist einseitig: sie ist die Lehre von den formalen Beziehungen auf dem Gebiete einer einzigen Kategorie, der Quantität, alles also, was nicht in diese hineingepropft werden kann, ist dem Bereiche des mathematischen Denkens verschlossen, und für alles dies nützt die bloß mathematische Schulung des Geistes nichts. Von der Physik spricht Hartmann wie billig mit Bewunderung und erklärt sie für die einzige der Naturwissenschaften, die sich bereits aus dem Standpunkte der Naturkunde zum großen Teil zu einer wirklichen Wissenschaft durchgearbeitet habe, in der Naturkunde dagegen sieht er nur ein Sammelurium von Kenntnissen, aber keine Wissenschaft. Der in ihr den Schülern zugeführte Stoff hat, erklärt er, als solcher schlechterdings gar keinen allgemeinen Bildungswert, und gerade in der Gedächtnisüberladung mit Naturkunde steckt nach Hartmann „neben den übertriebenen neueren Sprachen“ der Grund der allgemein bekannten Erscheinung, daß die Realschüler nicht etwa weniger, sondern mehr häusliche Arbeit aufwenden müssen als die Gymnasiasten und trotzdem im Durchschnitt weniger leisten.

Fragen wir nun nach den positiven Vorschlägen des Verfassers, so fehlt es zunächst nicht an Ansehbarem; hierher rechne ich die Ausführungen über die Notwendigkeit eines konfessionellen und „ganz objektiv historisch zu handhabenden“ Religionsunterrichts; hierher rechne ich den Satz: „Die Grundlage alles Schulunterrichts ist und bleibt die Sprache“ und weiterhin: „Indem man sich in der Sprache übt, übt man sich im Denken selbst“; hierher rechne ich endlich die Lobpreisungen des „klassischen Hellenentums“ als einer „zauberhaften Welt der ewigen Schönheit und des harmonischen Menschenseins“. Dafür gesteht er aber andererseits ohne Bedenken: der Nimbus der Klassizität, der so lange den römischen Schriftstellern angehaftet, habe sich vor dem unbefangenen litterarhistorischen Urteil als eine imitierte, unechte Ware, als eine Aferklassizität entpuppt, und auf dieser Grundlage baut sich ihm denn auch die Schule der Zukunft auf. Ich kann hier davon absehen, in welcher Weise er

drei Stufen der Reform unterscheidet; das Wichtigste ist, daß er bereits für die erste Stufe als Grundlage aller Bildung die Muttersprache erklärt und, was die fremden Sprachen angeht, fortschreitende Beschränkung des Lateinischen und Verstärkung des Griechischen verlangt. In dieser Bevorzugung des Griechischen dürfte im Unterschiede von den Reformvorschlägen anderer v. Hartmanns besondere Bedeutung beruhen; die vorher erwähnte Überschätzung der griechischen Kultur führt ihn dabei zu weit, immerhin aber werden Sie, hochgeehrter Freund, es begreiflich finden, daß ich in diesem energischen Betonen gerade des Griechischen eine willkommene Unterstützung meiner eigenen Forderungen erblicke, und so ist es auch durchaus in meinem Sinne, wenn v. Hartmann für die Prima eine bestimmte Stundenzahl zu einer zusammenhängenden Übersicht über die Geschichte der griechischen Litteratur verlangt.

Die zweite der vorher angekündigten Schriften ist als „Beobachtungen über unser klassisches Schulwesen“ 1881 anonym erschienen (Leipzig, A. Abel); nachdem ich sie vor drei Jahren gelesen, wendete ich mich an den Verleger mit der Bitte, mir den Namen des Autors mitzuteilen, er war jedoch nicht in der Lage, sie zu erfüllen, da ihm f. B. „strengste Geheimhaltung“ auferlegt war; aus der Schrift selbst ist nur das eine zu entnehmen, daß der Verf. kein Schulamt bekleidet oder bekleidet hat.

Er erhebt sich nicht direkt gegen die Bezeichnung des Altertums als des klassischen, dafür aber giebt er im Anschluß an eine hinsichtlich des Wortes Gemüt von Goethe gestellte Forderung den Deutschen den Rat, vorläufig das Wort „klassische Bildung“ überhaupt zu meiden. Er tritt nirgends ausdrücklich dafür ein, daß der Lehrer in erster Linie Pädagog sei, ja er scheint das Wort geflissentlich zu meiden, andererseits aber gehört auch wieder seine Polemik gegen die rein philologische Vorbildung der Lehrer und die Einseitigkeiten und Anmaßungen der philologischen Dozenten zu den glänzendsten Partien der Schrift. Meisterhaft ist die Schilderung, wie der junge Student zunächst im philologischen Seminar vom Professor auf irgend eine Spezialität hingewiesen wird, die mit seiner späteren Schulthätigkeit in keinerlei Beziehung steht, ihm aber schließlich den Doktorhut einträgt, wie er dann durch Vermittelung seines Gönners und Meisters nach Italien reisen kann und sich dort an seinem geliebten Koder die Finger steif schreibt und die Augen blöde liest, wie er sich endlich nur deswegen, weil ihm zur Universitätslaufbahn die Mittel fehlen, mit Hilfe von Kompendien das zum Lehrerexamen Erforderliche einpaukt und so in eine Stellung gelangt, für die er nie erzogen und gebildet worden ist. Nicht minder drastisch und treffend sind die Schilderungen der philologischen Kollegien, namentlich der über die antike Litteraturgeschichte oder einzelne Dichter. „Wie blutlose Schatten“, meint der Verfasser, „gleiten die Dichtergenien — die kein Seher oder



Priester, sondern ein philologischer Handwerker citiert — an uns vorbei“; er führt als warnendes Beispiel nur die von der Ritschl'schen Schule gepflegten Studien an; er hätte ebensogut berühmte Berliner vor seine Schranken rufen können; nach meinen eigenen Erlebnissen und Erinnerungen könnte freilich Nr. 54 sehr wohl einem damals noch leuchtenden Berliner Lumen gewidmet sein.

Doch alles dies sind nur gelegentlich eingestreute Bemerkungen; das eigentliche Thema der Schrift ist der Nachweis, daß das moderne Gymnasium ein vernunftwidriges Institut sei. „Alle die Vorschläge“, erklärt der Herausgeber, „welche darauf hinauslaufen, wie das Gymnasium die Pflege der alten Sprachen mit der Kenntnis der alten Kulturen und mit den berechtigten Anforderungen unserer Tage im gegebenen Rahmen der Schuljahre und Schulstunden zu verbinden habe, sie alle kommen mir vor wie der Versuch, die Zahl 4 als das Produkt von 2 mal 3 zu demonstrieren“ . . . Zunächst wendet er sich ausschließlich gegen das Lateinische und zwar gegen die beiden Argumente, es sei für die Gymnastik des Geistes unentbehrlich, und es sei nützlich und nötig für die Universitätsstudien, für das Verständnis der Fremdwörter und zum Zweck der leichteren Erlernung der fremden Sprachen; aus meinen früheren Darlegungen geht hervor, daß ich ihm bei dieser Polemik nur zum Teil folgen kann. Anders dagegen verhält es sich mit dem dritten Argument: der Frage nach der Bedeutung des Sprachstudiums für die Kenntnis der alten Litteratur. Der Verf. führt, indem er hier auch das Griechische herbeizieht, die auf der Schule gelesenen Autoren an und weist kurz, aber treffend nach, daß sie entweder, wie ein großer Teil der Hofsopie aus den Zeiten des Augustus, überhaupt für die Schule ungeeignet sind, oder daß Übersetzungen genügen. Er ist dabei der einzige, auf den ich mich mit meiner Forderung, das für die Schule Heilsame, soweit es nicht Originale sind, in den dem Sachunterrichte gewidmeten, also in den Litteratur- und Geschichtsstunden zu lesen, berufen kann; aber auch das, was er sonst gegen das Vorurteil vorbringt, der Schule seien überall nur die Originale heilsam, verdient ernste Beachtung; und wenn er mit Berufung auf die älteren Humanisten sagt: „Im großen und ganzen ist auch die schlechteste Handschrift im stande, uns in Geist und Wesen des Autors einzuführen, und wem bei der schlechten Handschrift der Sinn des Geschriebenen nicht aufgeht, dem bleibt er auch verschlossen bei der besten Ausgabe“, so hätte er genau dasselbe von den Übersetzungen geltend machen können.

Fragen wir nun nach den positiven Vorschlägen des Verfassers, so ist auch sein Ideal wie das v. Hartmanns und wie das meine die Einheitschule, und er spricht ausdrücklich von dem „Unfuge einer zweifachen sogenannten allgemeinen Bildung.“ Er will Gymnasium und Realanstalten verschmelzen wissen, zwar in der Weise, daß die leht-

genannten den besseren Teil erhalten, doch ohne dabei der von mir früher gekennzeichneten verderblichen Einseitigkeit zu verfallen. Er erklärt ausdrücklich, daß er den mit sich selbst unklaren Bildungsplänen dieser Anstalten das Erbe der alten humanistischen Bildung nicht gönne; er beklagt es, daß dem Übergewichte der Naturwissenschaften auf den Realschulen das heilsame Gegengewicht der Geisteswissenschaften fehle, und spricht von einem gewissen Zuge vernachlässigter philosophischer und ethischer Durchbildung so mancher Reallehrer, den er nach dem Diktum „am Anfang war der Kohlenstoff“ einen umgekehrten Köhlerglauben nennen möchte. Und so erklärt er denn: „Die wichtigste Stelle in der deutschen Zukunftsschule nimmt der Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur ein“; schon vorher hatte er bemerkt, daß im Gegensatz zu früher, wo der Lehrer der alten Sprachen das meiste Ansehen genoß, diesen Rang unmerklich, aber sicher der Lehrer einnehme, welcher deutsche Sprache und Litteratur in den oberen Klassen unterrichte; zugleich hatte er auf die Bedeutsamkeit des deutschen Aufsatzes für das Abiturientenexamen hingewiesen und es als widersinnig und ungerecht bezeichnet, nach den vielen altsprachlichen Unterrichtsstunden das Reifezeugnis von einem Fache abhängig zu machen, das immer nur stiefmütterlich behandelt worden sei. Im einzelnen nun sind seine Forderungen folgende. Lateinisch und Griechisch fallen als obligatorisch fort, in den oberen drei Klassen sind sie fakultativ. Die Rolle des Latein übernimmt in den unteren Klassen zum größten Teil das Deutsche, weiterhin tritt der Unterricht im Französischen und Englischen in größere Rechte, und zwar soll jenes in Quarta, dieses in Tertia aufgenommen werden. „Auch die Naturwissenschaften werden an dem Erbe der verstorbenen Gymnasialbildung partizipieren, aber nicht in dem Maße, wie naturwissenschaftliche Heißsporne es sich träumen lassen“, und ebenso haben wir uns nach dem Autor vor Überschätzung der Mathematik zu hüten; „es giebt“, meint er, „große Denker, denen die mathematische Arbeit schwer fällt, und es giebt noch mehr gute Mathematiker, die im übrigen nicht den Ruf großer Denker genießen“. Neben dem Deutschen ist vielmehr die Geschichte von der allergrößten Wichtigkeit; schon in den unteren Klassen soll eine auf biographischer Darstellung beruhende Geschichtserzählung eintreten, mit dem Aufsteigen in die oberen Klassen soll sich dieser Unterricht zu einem in der Kulturgeschichte erweitern und vertiefen; eben diesem kulturgeschichtlichen Unterrichte wird nun auch, wie erwähnt, die Einführung in die Kultur und die Schriftdenkmale der Alten überwiesen. Für die oberste Stufe verlangt der Verf. Belehrungen über die Verfassung und Verwaltung unseres Vaterlandes, über die bürgerlichen Rechte und Pflichten u. s. w. ebenso wie eine Orientierung über die verschiedenen Berufsarten; zum Schluß fordert er nicht nur, daß der körperlichen Erziehung größerer Wert beigelegt werde als bisher, und verlangt neben

den Turnstunden noch Schulgärten, Exercitien, Spaziergänge, sondern empfiehlt auch, auf die Anfänge der Realschule zurückgreifend, Unterweisung in den verschiedenen Handwerken. Zur Durchführung seines Ideals wünscht er einen Unterrichtsminister, der mit dem Unterrichtswesen selbst vertrauter ist als mit Justiz und Verwaltung, und der mit dem Medizinalwesen gar nichts zu thun hat, außer wenn er selbst krank ist.“

Weiter als die Genannten holt der Autor der dritten und letzten Schrift, Paul Pfizer, in seinem Briefwechsel zweier Deutschen aus, und schon deshalb ist er, abgesehen vom Inhalt seiner Ausführungen, mir besonders sympathisch. Wir müssen uns allerdings auch zeitlich von der Gegenwart weiter als bisher entfernen, denn die Schrift erschien bereits 1831; doch dies hindert mich nicht, über sie so zu urteilen, wie ich es im Eingange gethan; es ist kein bloßer Zufall, sondern rechtfertigt nur das von mir über die unmittelbar vorher besprochene, anonym erschienene Schrift, daß deren Autor am Ende zur Stütze seiner eigenen Darlegungen neben Stellen aus Jean Paul auch Aussprüche Pfizers herbeizieht.

Pfizer sieht in der deutschen Philosophie die echte und vollbürtige Tochter der Reformation; in ihrem Umkreise liegt ihm der Schauplatz unserer künftigen Erfolge, der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um uns die Welt zum zweiten Male zu unterwerfen; sie durchbringt, meint er, allmählich jede Wissenschaft, das Leben und die Politik, sie wird der deutschen Nation zuletzt auch das verlorene Vaterland wieder-schenken. Vorläufig freilich scheint sie mehr auflösend und zersezend als bildend und belebend ihre Kraft zu äußern, aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge kann auch unmöglich von einem Weiterbauen auf bereits vorhandenen Grundlagen, von Schonung und Wiederbelebung des Bestehenden die Rede sein; erst nach vollendeter Desorganisation des gesellschaftlichen Zustandes kann das philosophische Prinzip sich wieder organisierend und gestaltend beteiligen. Indem nun Pfizer zunächst, vier Jahre vor Strauß, die bestehende Religion mit der Fackel der Philosophie beleuchtet, erklärt er den supranaturalistischen Begriff der Offenbarung für eine ganz rohe und unhaltbare Vorstellung. Alle positiven Religionen verdanken ihren Ursprung der menschlichen Trägheit, welche lieber aus äußerlichen Überlieferungen schöpft als aus der innerlichen Urquelle, sich lieber für eine Persönlichkeit als für eine Idee begeistert; die Wunder, womit eine abergläubische Tradition die Religionsstifter zu umgeben pflegt, wird nach Pfizer kein Denkender einem übermenschlichen oder übernatürlichen Einflusse zuschreiben wollen, und die gemeine Vorstellung der Offenbarung, als einer Menschwerdung des ewigen Gottes im buchstäblichen Sinne, ist ein logischer Widerspruch, indem sie annimmt, daß das Absolute in die Erscheinung trete und dennoch in der beschränkten irdischen Erscheinung das lautere, ungetrübte Absolute bleibe. Auch das Christen-

tum geht demnach jetzt allmählich seinem Untergange entgegen, indem es, als eine Religion der duldbenden Ergebung, nicht mehr geeignet ist für ein Zeitalter, das stärkender Mittel bedarf, um seinen Beruf nicht länger im Dulden, sondern im Sein und Leben zu erkennen; die Philosophie aber verkennt ihre Stellung und ihren Beruf, wenn sie, statt der künftigen Religion vorzuarbeiten, in den vorhandenen Dogmen etwas Allgemeingültiges sieht und z. B. in der Erbsünde und Erlösung, Auferstehung und Himmelfahrt etwas mehr als mythische Vorstellungen einer früheren Bildungsstufe erblicken will.

Aber auch mit seiner Polemik wider die Überschätzung der Kunst erscheint Pfizer als bahnbrechend. Der Dichter, meint er, besitzt immer nur ein einzelnes, vom Ganzen abgetrenntes Stück der Welt und umfaßt nicht mit seinen Anschauungen, wie der Philosoph mit seinen Begriffen, Himmel und Erde samt dem ewigen Schöpfer; was aber, fragt er, hilft die lebendigste Ergreifung und Anschauung des einzelnen ohne das letzte oberste Gesetz des Weltganzen, ohne den Besitz des Centrums, von welchem alles Sein und Denken ausgeht? Während die Philosophie die absolute Idee auf eine allgemein gültige Weise durch den Begriff zum Bewußtsein zu bringen strebt, thut dies die Kunst auf eine bloß subjektive und beschränkte Art durch das Bild; das Organ der Philosophie, der Verstand, das Denken ist ein geistigeres Vermögen als die Einbildungskraft; und während die Sinnlichkeit durch die Philosophie gereinigt und beschränkt wird, wendet sich die Kunst entschieden an die sinnliche Natur des Menschen und nährt und bestärkt sie. Pfizer wendet sich demnach gegen den affectierten Kunstenthusiasmus der Deutschen, die sich das Wort darauf gegeben zu haben scheinen, jeden Künstler als ein Wesen höherer Art mit scheuer Ehrfurcht anzustaunen, und er hofft, daß diese Mode wie jede andere vorübergehen und einer richtigeren Würdigung und Schätzung Raum geben werde. Ohne das Schöne, meint er, kann der Mensch im Notfall auch leben, die Wahrheit und die Erkenntnis aber kann er nie und nirgends entbehren, und für Deutschlands Wiederherstellung insbesondere vermag die Poesie nichts zu leisten, das die Philosophie nicht zehnfach vermöchte. Diese Wiederherstellung, diese Wiedergeburt ist nun aber, und dies ist der dritte und für uns wichtigste Punkt, nur durch eine vollständige Neugestaltung der Jugendziehung möglich.

Die weisesten Völker, meint Pfizer, haben das Erziehungsgeschäft der sorgfältigsten Beachtung und der höchsten Rücksicht wert gehalten und erst, seit die Erziehung keinen Bezug auf den Staat und das öffentliche Leben mehr hat, seit dem Erzieher zur Pflicht gemacht wird, bloß in einer längst untergegangenen Welt heimisch zu sein und vom Vaterlande keine Kenntnis zu nehmen, hat sie sich mit dem Staube der Schule bedeckt und den Anstrich des Lächerlichen und des Pedantischen

angenommen. Nachdem Pflzer von der Wichtigkeit, für die Entwicklung und Ausbildung des Körpers zu sorgen, gesprochen und es hervorgehoben, daß nach dieser Richtung hin so wenig oder gar nichts geschehe, beklagt er es, daß man auf der andern Seite um so eifriger bemüht sei, den jugendlichen Geist bei Zeiten für das Leben abzustumpfen, indem man ihm die angemessene Nahrung versagt und mit mechanischer Erlernung toter Sprachen abmattet. Es ist freilich nicht seine Meinung, das Studium der Alten aus unseren gelehrten Schulen zu verbannen, und er macht auch einige Argumente der Verteidiger zu den seinigen, dies aber hindert ihn nicht, dem bestehenden Unwesen den Krieg zu erklären und die neuen heilbringenden Pfade zu zeigen. Zurückziehung und Absonderung vom Leben und jedem praktischen Interesse ist nach Pflzer das oberste Gesetz unseres humanistisch philologischen Erziehungssystems, und die Mutlosigkeit, Hohlheit und Schlaffheit unserer Zeitgenossen kommt in erster Linie von dem Studium der alten, den Geist an das unwiderbringlich Tote fesselnden Sprachen. Weder hinsichtlich des Inhalts noch der Form gebührt dem Altertum der ihm immer noch zugewiesene Rang. In Beziehung auf den Gehalt, den materiellen Reichtum an Gedanken und an Kenntnissen sind wir den Alten nicht nur entschieden überlegen, sondern es wäre schlimm für uns, wenn die Denk- und Sinnesart der Alten aus ihren Schriften auf uns überginge, denn das gäbe nur im Leben unbrauchbare, mit der jetzigen Welt unzufriedene Menschen; an einer anderen Stelle bezeichnet es Pflzer als eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten des Heidentums im Unterschiede vom Christentum, daß das Altertum, am Begriffe des Fatums hängend, nichts von einem selbständigen, freien Fortschreiten des ganzen menschlichen Geschlechtes zum Besseren wußte, sondern daß jeder nur an die Machtvergrößerung des einzelnen Staates dachte, dem er angehörte.

Aber auch die antike Geistesform entspricht nicht den Bedürfnissen unserer Zeit und wird eben deswegen bei uns zur toten Form. Alle Erzeugnisse der Rede, Schrift und Kunst, die sich streng an die antike Form und Weise halten, sind nur totgeborene Kinder, denn wir schreiben und dichten ja nicht für Griechen und Römer, sondern für unsere Zeitgenossen. Über dem Exponieren der alten Schriftsteller, wie man es in den Schulen treibt, geht nur der Sinn für das wirkliche Leben verloren, ohne daß man das der Vergangenheit sich aneignet; Pflzer rät daher, sich auf das Verstehenlernen der Klassiker zu beschränken, ohne selbst ciceronianisch schreiben zu wollen; mögen denn immerhin, meint er, Pedanten, welche überall das Mittel zum Zweck machen, über den Verfall einer Zeit klagen, wo man das Latein nicht mehr so gut schreibt, als sie es in ihrer Jugend geschrieben zu haben glauben. Nichts ist daher auch thörichter als der Hinweis auf die trefflichen Männer, die angeblich aus der Schule der Alten hervorgegangen sind.

Sie beweisen so wenig für die ausschließliche Vortrefflichkeit des Lateinischlernens, des ewigen Übersetzens und der Phrasendreschlerei, daß sie vielmehr nicht aus der Schule der Alten, sondern aus der Hand der Natur hervorgegangen sind und die Erlernung des Arabischen oder Persischen ihnen ungefähr die gleichen Dienste geleistet haben würde.

Während man, und damit wenden wir uns zu Pfizers positiven Vorschlägen, Knaben und Jünglinge mit lateinischen Phrasen quält, wird die Erlernung der Muttersprache, die Bildung des Geschmacks und der Phantasie, die Gabe der freien Rede, meist dem Zufall überlassen, und doch sollte Übung im richtigen und fertigen Gebrauch der Muttersprache zu Rede und Schrift das erste und letzte sein. Es ist, klagt Pfizer, in Wahrheit eine Schande, daß der Deutsche die reichen Schätze seiner Litteratur, des Einzigen, was seine Ehre vor dem Auslande rettet, so gut wie gar nicht kennen lernt und so eines der wirksamsten Mittel zur Belebung und Stärkung vaterländischer Gesinnung ganz verloren geht. Neben Mathematik sodann wäre vor allem Geschichte, die lebendige Philosophie, das Weltgericht, zu empfehlen; und doch spielt die sogenannte Lehrerin der Menschheit in unseren Schulen eine höchst unwürdige Rolle, indem sie bloß zur Unterhaltung und Erholung nebenher notdürftig abgehandelt wird und alle Anwendung aufs Leben unterbleibt. Was überhaupt fast ganz vergessen wird und wohl absichtlich ausgeschlossen bleibt, das ist das Vaterland, der Staat und seine Verfassung, Nation- und Völkerrecht, wovon die ersten Anfangsgründe und allgemeinsten Begriffe selbst in den Landschulen um so mehr gelehrt werden sollten, als das Verhältnis zum Staat und zur Obrigkeit das erste ist, was sich dem nur einigermaßen nachdenkenden Menschen überall aufdrängt.

Fast 70 Jahre sind seit dem Erscheinen dieses auch formell zu den Perlen unserer Nationallitteratur gehörenden Briefwechsels vergangen; immer noch zwar sind wir weit entfernt von der Verwirklichung des hier gezeichneten Ideals, am weitesten, was die Religion und die Erziehung angeht; doch der Kundige weiß, daß der Gang der Entwicklung bisher sich in den von Pfizer verlangten Bahnen bewegt hat, und er hofft, daß die Zukunft uns bringt, was die Gegenwart noch versagt. Er hofft dies um so eher, als ja klar und deutlich die Endabsicht der Briefe, die Erweckung des politischen Sinnes und die Neugestaltung des Staatslebens, jetzt nicht mehr bloß zu den Idealen gehört und als wir in Pfizer geradezu einen der ersten und wichtigsten Mitbegründer des neuen Reiches zu ehren haben. Er erhebt sich, um zuletzt auch davon noch mit einigen Worten zu sprechen, gegen die deutsche Kleinstaaterei und für die Hegemonie Preußens mit einem Freimut, der damals fast als Hochverrat angesehen wurde und ja auch thatsächlich zunächst für ihn selbst verhängnisvoll wurde. Er sieht den Grund des Verderbens darin, daß dreißig Familien sich bis jetzt nicht überzeugen konnten, daß für 30 Millionen Menschen 30 Könige

zu viel sind; die Zukunft wird es seiner Überzeugung nach unausbleiblich lehren, daß Deutschlands Fürsten freiwillig und selbst unaufgefordert herabsteigen oder mit ihren Unterthanen zu Grunde gehen müssen; nimmermehr, meint er, kann es die Ehre ihres Hauses fordern, eine Selbständigkeit zu erhalten, die nur um den Preis der Schande und des Ruins ihrer Völker in die Länge noch gefristet werden mag. Der Würtemberger nimmt keinen Anstand, das gerade in Süddeutschland so scheel angesehene Preußen als den alleinigen Hort, als das Land, welchem Deutschland seine Rettung und Wiebergeburd verdankt, prophetisch zu preisen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, verkündet er, so ist Preußen auf das Protektorat über Deutschland durch dasselbe Verhängnis angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab.

Die Zeichen haben nicht getrügt, und was Pfizer in genialem Ahnen verkündet hat, ist zur Wirklichkeit geworden: das Deutsche Reich ist wieder erstanden, es ist durch Preußen wieder erstanden; wer also möchte, ich wiederhole es, noch kleinmütig zweifeln, daß uns dereinst auch Erfüllung der weiter ausblickenden Ideale, wie wir sie vorher vernommen haben, beschieden sein werde? Der Kampf für diese Ideale hat auch uns beide, verehrter Freund, ehemals zusammengeführt; er wird uns auch fernerhin Schulter an Schulter vorgehen lassen. Constantin Rößler hat mir einst, nach Vollendung meiner Jean Paul-Biographie, in den Preussischen Jahrbüchern (66, 2) unter der Überschrift „Ein nachgeborener Junghegelianer“ einen besonderen Aufsatz gewidmet, und in diesem Aufsatz befindet sich, nebenbei bemerkt, das ehemals angeführte Urtheil über mich; als ich vor einigen Jahren, nachdem mein Dogma bereits erschienen war, Pfizers Briefwechsel zum ersten Male las, wurde ich an diesen Aufsatz erinnert. Es ist richtig: allem Anscheine nach gehöre ich meiner ganzen Richtung nach weit eher der vormärzlichen Generation an und passe nicht in die Gegenwart; gerade die Erinnerung an Pfizer aber könnte dem Unbefangenen zeigen, daß, wie ja auch die Grenzboten hervorhoben, das kommende Jahrhundert Fragen zu lösen hat und sicherlich lösen wird, die jetzt im Hintergrunde ruhen, daß ich also demgemäß weniger zu den rückwärts als vorwärts Blickenden gehöre. Sie, verehrter Freund, haben uns soeben die Fortsetzung Ihres epochemachenden Werkes, den zweiten Band der Demokratie, geschenkt, möge Ihnen die Vollendung in dem Ihnen vorschwebenden Sinne beschieden sein; dann aber dürften Sie ja wohl auch die Zeit finden, Ihrerseits zunächst für Durchführung dessen, was Sie in Ihren mir gewidmeten neun Briefen angeregt haben, zu wirken.

Verlag von C. F. Hirschfeld in Leipzig.

Die rechtliche Stellung
der
evangelischen Kirche Deutschlands
in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

Von

Dr. jur. et Lic. theol. Karl Rieker,
ao. Professor der Rechte an der Universität Leipzig.

Preis M 10.—.

Die
bewegenden Kräfte
der
Volkswirthschaft.

Von

Karl Theodor Reinhold,
ao. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

So sehr Ihr Euch dagegen sträuben
mögt, seid Ihr doch Alle zusammen geborene
Idealkisten.

Schelling.

Preis M 10.—, in elegantem Halbfranz-Einband M 12.—.

Verlag von C. F. Hirschfeld in Leipzig.

Rembrandt als Erzieher.

Von
einem Deutschen.

Vierundvierzigste Auflage.

Preis M 2.—.

Dieses vom vaterländischen Geiste erfüllte Buch hat in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregt, so daß innerhalb von neun Jahren nach Erscheinen 44 starke Auflagen abgesetzt wurden.

Der ideale Gehalt und die ethische Tendenz, die vereint erfolgreich der heute sich spreizenden materialistischen Weltanschauung den Krieg erklären, sichern „Rembrandt als Erzieher“ einen dauernden kulturellen Werth!

Ein Katechismus der Moral und Politik für das Deutsche Volk.

Zweite Auflage.

Preis broschirt M 3.60, elegant gebunden M 4.80.

Ein fester Sinn, eine weise Mäßigung und eine edle Klugheit durchdringen diesen „Katechismus“, den man, selbst wenn man nicht mit allen Einzelheiten einverstanden sein sollte, mit großem Nutzen wiederholt wird durchstudiren können.

(Straßburger Post.)

... Diese summarische Analyse des Gedankenganges der Schrift genügt wohl, um sie als einen sehr werthvollen, von den reiflichsten Erwägungen und wohlwollendstem Patriotismus eingegebenen Beitrag zur Lösung der politischen und sozialen Fragen unserer Gegenwart zu kennzeichnen und sie der allgemeinen Aufmerksamkeit angelegentlichst zu empfehlen. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)